Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24 — Gotha, 16. Dezember 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Güte [Sp. 1233] — Gruß an Weihnachten [Sp. 1233] — Jesus und die Schriftgelehrten [Sp. 1235] — Oekumenisches und Nationales in der Philosophie der russischen Slawophilen [Sp. 1242] — Soll uns der Tod unserer Helden im Weltkrieg nationalistisch oder pazifistisch machen? [Sp. 1248] — Römischer Brief [Sp. 1251] — Johan Bojer [Sp. 1253] — Bücher und Schriften für den Weihnachtstisch: Aus Gesprächen mit Martina (Schieber); Das verborgene Leben mit Christo in Gott (Bernieres-Louvigni); Das Susobuch (v Scholz); Das Religiöse in der neuesten lyrischen Dichtung (Knevels); Kairos (Tillich); Ehre sei Gott in der Höhe (Bertsch). Biblische Bilder (Kreidolf); Ludwig Richters Lebenserinnerungen (Nemitz); Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker (v Sydow); Religion und Kunst im alten Babylon (Herrmann); Rasmussens Thulefahrt; Feste und Feiern deutscher Art (Dähnhardt-Ziegler); Das deutsche Drama (Arnold); Das deutsche Gesicht (Diederichs); Inselalmanach; Chinesisch-deutscher Almanach; Das Frauenherz (Oehler-Heimerdinger). Die Mutter (Sapper, Heinen); Elternbuch (Zimmermann); Von innerer Kraft und Schönheit (Schultze); Baldurs Wiederkehr (Prellwitz); Katechismus der Liebe (Hahn). Unterm Stern von Bethlehem (Müller); Der Heimwanderer (Gros); Das Medium (Falke); Indienfahrt eines Wandervogels (Kloppenburg); Die Frau Konsul (Falk-Rönne); Die von Sneckenström (Sejernstedt); Gottwart Ingram und sein Werk (Schröer); Die Mostauer (Traugott); Das Wunderbuch für unsere Kleinen; Das Große Wunderbuch — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 1266] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1272] — Ergänzungen und Berichtigungen [Sp. 1273] — Verschiedenes: Von der Lutherfigur in Halle; Zum Schmutz- und Schundgesetz; Kleine Mitteilungen [Sp. 1275] — Anzeigen

Güte

Aus Anna Schieber, Vom Innesein

Die Menschen hungern nach Güte, und ihr eignes Gutes hungert danach, angerührt und aufgeweckt zu werden.

Stimm' heraus, ihr Vielen, die ihr es täglich erlebet, wie ein gutes Wort eine gute Statt findet, wie ein kleiner Dienst, gern und freiwillig getan aus lauterem Herzen, ein Eis bricht, eine mühselige und verzagte Seele aufrichtet, und ihr, denen selber Güte begegnet, gebt sie weiter. Sagt, daß es nicht wahr ist, daß die guten Kräfte in unserem Volke lahmgelegt und erloschen seien, tragt die Ansteckung der Güte, des Hell- und Warmmachens, des Mutmachens weiter. Ihr gebt euch selber ein schlechtes Zeugnis, wenn ihr sagt, daß es keine guten Menschen unter uns gebe. Es müßte in den Zeitungen stehen, da, wo die Schauerverzeichnisse der Uebeltaten stehen, was Gütiges, Gerechtes, Treues geschieht. Da müßte stehen, daß eine taptere, vornehme Frau sich mit Lachen an einen Wagen gespannt hat, den ein schwacher alter Mann nicht mehr weiter brachte an einem steilen Hang, daß ein Schuldner den Kindern seines lang verstorbenen Gläubigers eine längst verfallene Schuld heimzahlte mit Zinseszinsen, daß eine treue Magd die alte Herrin, die in Not geriet, nun aus ihrem Verdienst mitversorgt, es braucht viel Papier viel Gütiges und Gutes aufzuschreiben.

Nein, es muß nicht in der Zeitung stehen, es ist nicht nötig und auch nicht wünschenswert, aber es soll gesagt sein, daß ein breiter und tiefer Strom unter uns rinnt, dessen Wellen aus herzlichen Herzen bestehen, die sich hingeben in Treue und lauterer Zugehörigkeit zu denen, die mit ihnen eines Volkes und Glieder einer Notgemeinschaft sind. Sie bilden keine Partei, sie haben kein Programm, und vielleicht führen sie die heiligen Namen Vaterland und Christentum selten oder nie im Munde. Aber es brennt eine stille Glut in ihnen, zu lieben und wohlzutun, in ihnen, den einzelnen, die den Mut zur Güte haben.

Vielleicht hat manches unter ihnen noch keine große Tat getan, aber sie üben sich darin, sich hinzugeben, einstweilen, und ich glaube, sie sind besser gerüstet, große Opfer zu bringen, wenn der Tag kommt, der sie fordert, als manche, die auf Letztes, Steilstes warten mit dem Willen, dann Unerhörtes zu verrichten. Wir wissen nicht, was auf uns wartet, aber wir wissen, daß jetzt, heute und morgen und übermorgen, der giftigen Macht des Bösen die lautere der Güte gegenübersteht und daß die Welt verschmachten müßte, wenn sie unterläge.

Sonne aber ist stärker als Wind. Der Wanderer, um dessen Mantel beide kämpften, knöpfte sich zu bis ans Kinn, als der Wind anstürmte; aber als die Sonne auf ihm lag, da wurde ihm zu warm und er gab den Mantel preis. Wer aber will nicht lieber Sonne sein als Wind?

Gruß an Weihnachten

Uns ist ein Kind geboren. Jes. 9, 5

Längst ehe unsre Leser Weihnachten feiern, ist Weihnachten in der Redaktionsstube. Wir Zeitungsmenschen sind ja den andern Leuten immer eine gute Weile voraus. Wir in diesem Fall unsre vier Wochen mindestens.

Es geht dem Pfarrer, der in Ruhe seines Amtes warten darf, nicht viel anders. Mein Nachbar hatte seine Weihnachtspredigten immer schon vor dem ersten Advent fertig; so konnte ihm die Festarbeit nicht über den Kopf wachsen.

Geschäftsleute stellen sich noch früher ein auf das Kommende. Kaum wirds Advent, da glänzen schon die Schaufenster von all den Herrlichkeiten, die zu Weihnachten gekauft werden sollen. Ach, wie viel Sorge steckt heut in dem Glanz! Wer wird denn kaufen? Die schönen großen Sachen! Und die müssen doch auch sein. Man kann nicht ohne Bangigkeit heute an den schönen Läden zumal der kleinen Geschäfte vorübergehn.

Aber Weihnachten rührt und reckt sich. Und die Fragen, die gerade eben unser deutsches Weihnachten mit sich bringt, werden früh lebendig. Kinderwünsche wachsen ins Riesengroße. Erwachsenenliebe sinnt und sorgt, wohin es wohl reichen könnte?

Christkind wird es tun.

Es wird sein, wie bei der Speisung der Fünftausend.

Und wenn des Luxus und Überflusses nicht so viel ist wie vor dem Krieg — muß man nicht darüber froh sein?

Christkind wird es tun.

Aber ist das nun eine rein erfreuliche Metamorphose, die aus unserm Herrn Christus dieses Christkind gemacht hat? Wollen wir nicht lieber zu Weihnachten den Mann Jesus predigen, der gelebt, gestritten und gelitten hat, als die Märchengestalt?

Gewiß. Das werden wir ja tun. Aber vielleicht hat Gott uns nicht nur seinen Sohn geschenkt, wie das Neue Testament uns von ihm erzählt. Vielleicht hat er unserm deutschen Volke auch sein Christkind beschert. Ich mag es mit dem „Weihnachtsmann" und anderm Ersatz nicht tauschen. (Vorbehalten alle Ehrfurcht vor dem, was ländlich lebendig ist.)

Uns ist ein Kind geboren.

Alle Poesie, aller Ernst, der um ein neu gebornes Kind webt, wacht mit auf. Wunder über Wunder, solch neues Leben, solch ein Anfang. Was meinet ihr, will aus dem Kindlein werden?

Und ein wenig Ahnung haben wir doch schon. Ein wenig wissen wir, was aus dem Kindlein geworden ist. Aber zunächst ist es und bleibt es ein Kindlein. Obs in der Krippe leibhaftig daliegt vor unsern Augen, oder obs uns im Liede lebendig wird: „Ihr Kinderlein, kommet." Es darf auch dazwischen schon größer sein und einhergehn können, daß es einen besuchen kann: „Alle Jahre wieder."

Das Christkind wirds tun. Auch in diesem Jahr.

Es kommt nicht auf die Fülle der Gaben an. Lernt doch einfach werden, lieben Leute, unter der Zucht der Zeit. Es liegt ein so großer Vorzug in der Freude an dem Wenigen. Aber übt die Liebe. Laßt Niemanden leer ausgehn. Seid gütig! — Was meint ihr, woran dem Vater im Himmel mehr liegt? Daß wir dogmatisch korrekt über die Weihnachtsgeschichte denken, oder daß wir einen Hungrigen speisen und einen Nackenden kleiden? (Und was machen wir mit denen, die keine Wohnung haben?)

Werdet wie die Kinder. Ich glaube, sie sind immer dogmatisch korrekt. Wenn es echte Kinder sind und sich rechtschaffen freuen. Wir wollen uns auch rechtschaffen freuen. „Uns ist ein Kind geboren." Ich glaube, das ist die Hauptsache. Alles Weitere findet sich dann von selbst.

Gesegnete Weihnacht! R

Jesus und die Schriftgelehrten

Er zog mit seinen Jüngern hinauf nach Jerusalem. Im Staube eines Sommertags, nahe dem Abend.

Da draußen vor der Stadt, im Landhause des Baruch, hatten sich die Gäste mit dem Wirt erhoben und traten hinaus in den Garten. Johanan sah den Weg hinab, wandte das Haupt zu dem neben ihm gehenden Baruch und dann auch zu den Andern, Asarja und Kareah, und sprach: Er kommt da herauf. ...

Wer? fragte Kareah.

Er, der neue Rabbi, sagte Johanan. Viele sind es nicht, die er bei sich hat; seine Zwölfe und einige Andere.

Sollten wir nicht ein Gespräch mit ihm beginnen? fragte Asarja — Baruch, bitte ihn herein!

Baruch sah in den Abendhimmel und meinte: Ich weiß nicht.

Fürchtet sich unser Gastgeber vor dem Worte des fahrenden Lehrers? fragte Kareah.

Was heißt fürchten, fragte Baruch und schwieg; fuhr aber bald fort: Er hat andere Bahn als wir; das weiß man. So ein Gespräch kann es bestenfalles bestätigen. Indeß —

Sicherlich. Und wenn er uns nur bestätigt in dem, was wir gewiß haben — bitte ihn nur herein. Denn wenn das, was er sagt, auch wider uns steht, es ist doch kein Geschwätz, wie Viele es vermögen; der Sommerabend verspricht schön zu werden, und wenn man den Abend bis gegen Mitternacht bei gutem Mahle — wie es unser Wirt bereit hält — und mäßigem Wein sich mit einem aus anderer Welt beredet hat. ...

Hoffst du einen guten Schlaf zu tun, unterbrach hier Johanan den weitschweifigen Asarja. Also, Baruch, t u ihm den Gefallen; aber du wirst ihn gut und höflich bitten müssen.

Ich weiß, sagte Baruch. Es heißt, daß er Gedanken lesen kann; ich weiß nicht, was daran ist, aber er hat einen großen Blick.

Einen hohen Blick, sagte Johanan. Es mag schon Menschen geben, die in den Andern hinein sehen können.

Still, er ist nahe, sagte Kareah. Willst du ihn selber bitten, Baruch?

Ja, ich selber.

Jesus war jetzt an der Mauer und der Treppe, die am Wege war, schweißigen Gesichtes, wie seine Jünger und die wenigen Männer und Weiber, die mitkamen. Flüchtig sah er zu den vornehmen Juden hinauf, die da ernst und würdig standen; dann schon wieder sah er gerade aus. In diesem Augenblick verneigte sich Baruch, und seine drei Gäste folgten seinem Beispiel. Petrus, ganz nahe neben dem Herrn, sagte es ihm. Da sah Jesus noch einmal zur Seite, prüfend über die vier Männer, neigte leise sein Haupt, ohne im Gehen inne zu halten. Er ist stolz, flüsterte Kareah; Johanan aber fuhr fort: Wie es ein Jude sein darf. Da hatte Baruch schon begonnen und sprach so: Jesus von Nazareth, komm herein. Du willst gewiß bald Herberge machen; so komm herein, mit den Deinen, waschet euch, kommet in Frieden an meinen Tisch und teile uns mit von deinem Wort.

Hier stand Jesus still, und wie auf Befehl die Seinen. Er sah zu den Männern hinauf, die von der niederen Mauer herab sich neigten. Er sah sie alle an, schnell und sicher. Schwieg noch und wollte eben den Mund auftun, als Baruch fortfuhr: Wir meinen es aufrichtig; teile uns mit von deiner Rede. Jetzt lächelte Jesus, ganz fein, Keiner wußte es zu deuten.

Wahrlich, es ist aufrichtig, sagte er; ich seh es; es ist wirklich ein Begehr in euch, wenn auch nicht solcher Art wie in diesen da, und wies auf die, so ihm nachfolgten. Die Vier sahen sich an, sahen dann wieder auf Jesus.

Wir danken dir, sagte Baruch, daß du uns zu Willen bist; komm herein.

Jesus sprach: Die Zwölfe müssen aber mit mir sein; haben sie die Mühe der Wanderung mit mir geteilt, so auch die Labsal; ist das angängig?

Aber ich bitte, sprach Baruch. Und wo bleiben die Andern?

Hier zwängte sich Petrus in das Gespräch: Die Andern haben Anverwandte oder Gastfreundschaft in Jerusalem; sie kommen schon unter.

Es ist auch nur, daß wir sitzen bis Mitternacht, sprach Jesus, die Schlafstätte steht uns bereit in der Stadt. —

Hier sahen sich die vier Männer wieder an und traten zur Seite, daß Jesus mit den Zwölfen herein käme. Schon kamen Diener und Dienerinnen, um die Gäste zu den Waschbecken zu führen.

Die vier Juden, Gelehrte der Schrift, standen wartend. Lächelten nicht. Waren ernst. Vielleicht kam dies Gefühl des Unbestimmten aus der einsetzenden Dämmerung.

Als aber bald hernach im Gartensaal die Lichter angemacht waren, kam eine Fröhlichkeit auf das Gesicht des Baruch und auch der Andern. Aber es war gewiß kein Lächeln über den Gast mit seiner großen Schar. Dann saßen alle zu Tisch. Und es ward aufgetragen, und eine Weile aß man schweigend. Nur daß ein paar Bemerkungen hin und her gingen von dem heißen Sommertag und von der Gefahr der Dürre; und was dergleichen Alltagsgespräch mehr ist. Nur als Kareah den Petrus in ein Gespräch über das Räuberunwesen verwickelt hatte, und daß es seit einem Jahre wieder stärker geworden sei, sah Jesus auf und sprach: Das wird alles vorüber gehn; wenn auch der Weg lang ist; aber nicht eigentlich und so sehr bei den Räubern, sondern bei den Habenden.

Sie fragten ihn: Wieso?

Er antwortete dies: Rauben und Morden ist Un-Tat des Menschen; manche sagen Misse-Tat; also k e i n e M e n s c h e n - T a t.

Wird aber doch von Menschen getan, fuhr Kareah schnell dazwischen. Gewißlich, ja, sagte Jesus; ist aber etwas außer dem eigentlichen Menschsein; kann aber nicht geschehen, wenn nicht etwas an dem Leib des Menschseins krank ist. Denn die Menschheit ist ein Leib, und das Böse der Ausschlag an ihr, das Krankein.

Baruch sprach: Nicht alles Menschliche ist Eines, sondern das Volk; unseres. Das möchte ich zur Berichtigung sagen.

Jesus winkte, er wollte darüber diesmal nicht streiten; er sprach: Wenn es euch gleich ist, was in andern Völkern ist, an Gutem und Bösen — nun, davon ein andermal, ich wollte nur eine Frage stellen: Müßte der, der das Volk oder die Menschheit aus dem Grunde so heilen wollte, daß kein Raub mehr wäre und kein Mord, aus Gott sein?

Ganz gewiß, nickten die Männer, die Gelehrten.

Und m u ß es geheilt werden?

Ganz gewiß. ...

So sind wir uns darüber einig, daß Gott zu den Men-

schen kommen muß, sagte Jesus. Hier sahen sich die Vier an und wußten nicht recht. Er erschien ihnen herzlich unbedeutend.

Wie kommt Gott zu dem Menschen? prüfte Jesus weiter.

Wieder meinten sie in ihrem Herzen, er sei doch nicht tief, dieser Meister. Durch das Gesetz, sprachen sie alle aus einem Mund.

Und wie machet er das?

Hm, nun, sie hatten das Gefühl, dieser Rabbi sei sehr unwissend. Sei wirklich gar kein Rabbi; und es könne schade sein um den Abend.

Ihr habt nicht geantwortet, sagte Jesus ernst; ich fragte, wie das möglich sei, daß Gott durch das Gesetz zu den Menschen aus seinem Dort in das Hier und Nun komme.

Dadurch, daß der Mensch das Gesetz halte.

Wie alt das Gesetz sei? —

Es sei von Mose, die Anzahl der Jahre zu wissen, sei nicht not. Nur, daß es ehrwürdig alt sei. Jesus nickte. Ihr habt recht; aber nun saget mir, wie das ist, daß dieses Gesetz, von Mose vom Berge geholt, durch so unendliche Zeit — wir brauchen die Jahre nicht zählen — nicht Gott in die Menschheit — ihr saget: in das Volk — geleitet hat? War er nicht darin in dieser Wasser-Leitung? Ich weiß, ihr saget, Viele halten das Gesetz und sind darum bei Gott; gut; aber die Andern? — Sind außer dem Volke und müssen abgeschnitten werden, sagte Asarja. — Ihr seht das also so an, daß an eurem Volksleib immer neuer Schorf wächst, der immer neu abgekratzt werden muß. Ich weiß, der Römer, wo er die Mörder und Räuber kriegt, nagelt er sie ans Kreuz; ihr seid es zufrieden, daß er euch die Sorge abgenommen hat; aber was hat das mit eurem Gesetz zu tun? Wenn ihr eigene Herren wäret, würdet ihr Räuber und Mörder, wo ihr sie finget, steinigen; nun, das wäre Eines; aber ich wiederhole, was hat das mit dem Gesetz zu tun, durch das Gott kommen soll, in die Herzen, den Leib des einen Volkes, es zu heilen von seinem Schorf? Und wenn Gott käme zu den Menschen, wirklich, dann müßte doch das Böse abfallen?

Jetzt hieß es aufpassen; er verhüllte gar nicht, wo er sie fassen wollte; sie lächelten; und hatten gleich darauf das Gefühl schon, daß bei diesem offenen Spiel Jesu ihre Partie schon verloren war; so sagten sie nur: Nun ja! Nun ja! Aber —

Aber Baruch glaubte die Situation retten zu können, er sprach so: Die Zeiten sind zu sehr verwirrt worden, vordem war alles klarer und eindeutiger; und die leitenden Männer waren stärker und das Gesetz vielleicht unerbittlicher.

Du hältst also etwas von der Unerbittlichkeit? fragte Jesus.

Du etwa nicht, fragte Baruch ein wenig scharf dagegen. Jesus lächelte: Schon, schon, nur nicht in deinem Sinn; aber sprich nur weiter. Nun gut, sprach Baruch weiter. Sagen wir, Gott war wirksamer, wenigstens erscheint es uns so, wenn wir rückschauen in den heiligen Schriften. Gott war strenger und dadurch heilsamer. Und also muß es wieder werden: strenger und heilsamer, wie einst unter Mose.

Jesus sah wieder vor sich und sprach: Mose war groß; und voll der Geheimnisse; aber was bei ihm das Gesetz ist, das ist mehr und umfassender, als bei euch; oder meint ihr, daß des Gesetzes Gesamtheit bei euch sei?

Das meinten sie eben nicht; und wenn hier auch wieder eine Gefahr drohte, so doch nicht die fürchterliche von vorhin.

So sprachen sie: Wir wissen nicht, wohin du willst. Wir hüten das Gesetz und pflegen es und vermitteln es weiter; was meinst du mit des Gesetzes Gesamtheit?

Jesus sprach: Zunächst dies, daß alle die Vorschriften, die Mose gab, alle, sage ich, nicht mehr in Kraft sind und auch nicht gehalten werden. Nun, nun, wie sollte —? Ist Manches zu schwer gewesen, Manches nicht mehr an der Zeit. Wir stehen am Platz, zu sagen, was davon bleibe, was nicht, und daß ein Auslegen der Sinne — — —

Jesus schwieg; fuhr dann fort: Mich dünkt, Mose wollte große Freiheit des Menschen in großer Gebundenheit; vor allem aber wollte er, daß der Volksgenosse nicht versklave den Volksgenossen, weder am Leibe noch an der Seele; und daß ein jeder wurzele mit Seele, aber auch mit Besitz. Wäre es möglich, daß Armut sei und mancherlei Hörigkeit des Armen am Reichen, wenn das Gesetz Moses erfüllt worden wäre? — Ha, es stach sie; aber sie blieben ruhig dabei. Das Gesetz Moses ist nicht in allem erfüllt, gaben sie zu; aber die Unterschiede von Arm und Reich entsprechen Unterschieden in der Seele, wo der eine Mensch mehr ist oder minder ist, sprachen sie; da wirkt sich aus ein Unaufhaltsames.

Jesus sprach: Ich gebe euch zu, daß in den Seelen und ihrem Werte ein Mehr oder Minder ist — in der Bewertung vor den Menschen (wenn auch nicht vor Gott); aber ihr müßtet wissen, daß keineswegs immer dies den Unterschied im Gedeihen bewirkt; daß mancher Brave in die Verarmung kommt oder in die Leiden, und er weiß nicht, wie; daher die Väter gesprochen haben von den dunklen und nicht immer klaren Ratschlüssen und Wegen Gottes, die wir achten sollen. Aber ihr müßtet auch wissen, daß Moses eine Wiederherstellung der Zustände der Gerechtigkeit anbefahl von fünfzig zu fünfzig Jahren, und daß es nicht mehr in seinem Sinne gehalten wird.

Sie wanden sich und sprachen: Es ergab sich, daß es den Menschen unmöglich wurde, nicht nur ihrer Schwäche wegen, sondern auch, weil ein solches Gesetz auszuführen unmöglich war.

Mag sein, sprach Jesus. Ich wollte euch nur das Eine sagen, daß das Gesetz nicht das Volk heilte von seinem Schorf, der immer wieder an seinem Leibe wächst und daß daher im Gesetz nicht der eine Wille des — Vaters im Himmel sein könne.

Warum sagte er nicht Gott, sondern: Vater im Himmel? Aber dieser Gedanke entlatterte ihnen vor dem blasphemischen Gedanken, den sie schaudernd hörten, daß im Gesetz nicht Er sei, Gott.

Das ist Gotteslästerung, sagte Baruch. Gott ist im Gesetz.

Sicher war Mose, der das Gesetz gab, in Gott oder Gott in ihm; aber deswegen kann Gott aus dem Gesetz entwichen sein; denn wie es da vor euch ist, sind es tote Buchstaben auf Stein und Papier. Wenn es das Volk entzündet, ist Gott darin, sonst nicht. Aber wir streiten da so herum, und das Ding dünkt mich einfach. Sicherlich hatte das Gesetz etwas zum Ziel, sagen wir: das Volk Gottes. Da es aber dies Volk nicht geschaffen hat (und ihr gabt mir zu, daß das reine Volk noch nicht da sei), so könnte man fragen, ob daran das Gesetz oder das Volk schuld sei, denn es wird Niemand sagen wollen, daß der — Vater im Himmel dessen schuld sei? Müssen wir nun entscheiden, ob das Gesetz oder das Volk es schuld sei? Ist nicht beides Eins; Volk und Gesetz sind nicht zusammen gekommen, diese Einheit ergibt sich nicht, daher wir denn auch auf etwas Anderes sinnen müssen.

Sie saßen wie erstarrt. ... Kareah wagte schüchtern zu sagen, du willst sagen, daß es dem Menschen immer noch zu schwer sei, das Gesetz?

Nein, sprach Jesus, klar und bestimmt — ein Wind strich grad vorbei, ließ die Kerzen flackern, als sei es von den Worten seines Mundes — nein, sprach Jesus, das Gesetz, dessen einzelne Gebote gut und selbstverständlich erscheinen — muß überwunden werden.

Als sie ihn ansahen, sprach er weiter: Sehet ihr es nicht? Es entzündet den Menschen nicht, sondern macht ihn zum Sklaven eines „Du sollst"! Das Böse seiner

Seele aber kann der Mensch nur abheilen in der Entzündung. Da aber hebt mein Evangelium an.

Asarja hatte eine Rauheit im Halse, als er zu sprechen begann, aber er lächelte; man war ein wenig stolz, sich Solches leisten zu können: mit einem Ketzer zu sitzen und seiner Ketzereien Interessantes anzuhören; man zeigte seine Überlegenheit, man war nicht fanatisch — wenigstens hier nicht, fühlte nur den leisen Schauer der Sensation über den Rücken rieseln, wenn ein Solcher die tollste Kühnheit zu sagen vermochte.

Also Asarja begann zu sprechen: Du wischest also über den Tisch des Herrn und wischest alles herunter, das ganze Gesetz und alle heiligen Bücher; was aber legst du auf den Tisch? Sein Lächeln blieb noch in der Luft stehn, als er das fragte; und als Jesus einen Augenblick schwieg, fuhr er fort: Du wirst gewiß zugeben, daß der Tisch des Herrn nicht leer bleiben darf; denn wovon sollte der Mensch sonst leben?

Du hast recht gesprochen, wovon sollte der Mensch sonst leben? Aber du irrst, wenn du meinst, daß ich einem der Gebote widerspreche, daß ich ihrer eines vom Tische des Herrn wischen will.

Alsdann was willst du denn? Gilt das Gesetz oder gilt es nicht? Du widersprichst dir selber.

Wenn ihr es zu sehen vermöchtet, sprach Jesus, die Gebote sind vom Tisch gewischt und liegen doch noch darauf. Denn wer könnte das Eigentum des Vaters antasten? Aber was rede ich? Wenn nun der Mensch die Gebote nicht nötig hätte? Da aber hebt mein Evangelium an. — Du sprichst von deinem Evangelium, sprach Baruch langsam; wir haben Das oder Jenes davon gehört, aber man weiß nichts Gewisses. Würdest du es uns sagen?

Jesus sprach: Ich habe es mehr als einmal gesagt, und ihr könntet es schon vernommen haben: Liebet Gott, und euren Nächsten wie euch selbst, darin ist Alles erfüllt.

Aber die tausend Fälle und Möglichkeiten und Fragen und Anforderungen des Lebens? fragte Kareah, wie findet man sich da zurecht?

Jesus sah die Seinen an, die den ganzen Abend geschwiegen hatten, und sagte: Das hat mich von den Meinen niemand gefragt, da finden sich alle zurecht, mit „Liebe Gott, und deinen Nächsten wie dich selbst". Aber, fuhr er leiser fort, wenn ihr fragen könntet, ganz insgeheim das geheime Menschenherz, das solches vermochte, ihr würdet vielleicht zur Antwort erhalten, daß es schwerer sei, als euer Gesetz und die Propheten; könnte auch sein, daß ein lächelnder Mund euch sagte, wie namenlos leicht solch ein Gebot sei. Ich aber sage euch, daß solch ein Gebot weder leicht noch schwer sei dem, der entzündet sei in Gott, und das heißt in der Liebe; daß ein solches Gebot eben nur dem Menschen gemäß sei und daher weder leicht noch schwer; sondern eben nur das Gegebene.

Hier war eine Pause; sie sahen alle unbestimmt vor sich hin.

Dann fing Johanan an, der Mildeste der Vier, der kaum Ihm noch Widersacher war, und sprach: Aber es wird doch nicht so sein, daß du immer nur dies Eine den Jüngern und dem Volk wiederholst, immer nur das eine Gebot, das ja freilich leicht im Gedächtnis zu behalten ist, sondern daß du Anderes und Mehreres redest — und daß daraus hervorgeht, daß ein solches kurzes Gebot dem Menschen nicht genügen mag, sondern der Erläuterung, Spezialisierung, Deutung und Erklärung bedarf und daß, wenn man das alles niederschriebe, es eben auch wieder auf einen Gesetzgeber und ein Gesetz hinauskomme. ...

Baruch nickte, dieser milde Johanan hatte es in den glücklichsten Worten deutlich gemacht, was zu sagen war.

Jesus aber sagte: Eben nicht. Denn in der Tat predige ich nun das Jahr, da ich mit den Meinen gehe, nur dieses Eine, das ich euch sagte, wenn auch nicht immer in diesen selben Worten. Und wahrlich, was war es wert und was folgte daraus? eben das, was ich Johannes antworten ließ, da er zu mir sandte, mich zu fragen, ob ich gesandt sei: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Toten leben, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Denn seht, wo der Mensch entzündet ist, da ist mit ihm dasselbe vor sich gegangen, wie wenn ein totes Samenkorn zu wachsen anfängt oder wenn nackte Ackerkrume ausschlägt mit grünem Gras. Euer Gesetz ist kein Tau und keine warme Feuchte auf Menschenherzens Erfrorensein, aber mein Wort des Evangeliums und der Liebe ist das.

Asarja neigte sich vor, gegen den Tisch, und sah Ihm starr ins Auge, und Kareah folgte ihm darin und sprach leise aber bestimmt, fast scharf in einer atemlosen Spannung: Und du glaubst, daß das so schwer wiege, dein kurzes Wort von Gott und dem Nächsten, der Hauch aus deinem Munde, von dem du glaubst, daß es Tau des Himmels und warme Feuchte aus Gottes Herzen sei, daß es so schwer wiegt, wie das, was wir hüten aus den Jahrtausenden her? Das Ehrwürdige, auch aus Gottes Mund, aber schwerer und erzener als dein leichthin flatterndes Wort von der Liebe? Und so nehme ich die Frage auf, die mein Bruder Baruch an dich wandte, vorhin: Wischst du das Gesetz und das Ehrwürdige der Jahrtausende vom Tisch Gottes, so sage auch, was du darauf legst. Hast du auch nur eine Zeile niedergeschrieben, daß man sie halte und habe, vor Augen habe und sie lese und ihr nachdenke in den stillen Stunden, da man mit sich und dem Höchsten allein steht? Bist du so groß, wie die vermeinst — und wir haben den Eindruck, daß du dich sehr hoch und groß vermeinst —, so bringe aus dem Dunkel, daher du kommst, dem Menschen das, was einzig dem Menschen frommt, wenn man ihm nimmt, woran er sich bisher hielt, bring ihm das neue Buch, das neue Evangelium, daß ers habe bei sich und sich berede mit ihm — in seinen stillen Stunden.

Vertraut ihr so sehr dem Pergament? sprach Jesus. Was hat es genützt? Das Volk sitzt gleichwohl im Elend. Aber wo ich ging und kam, ward Friede oft bei den Menschen und manche gute Tat. Was also soll ich schreiben, was doch selbstredend ist bei den Menschen, und was sie begreifen ohne Buch und Papier, so man sie nur zu sich selber kommen läßt vor Angst und Fürchten? Und ihr meint, ich sei verraten mit dem, was ich lehre, wenn ich es nicht niederschreibe und es Hütern übergebe, die kommen werden nach uns, und die dann meine Bücher würden deuten und auslegen, wie ihr die des Moses und der Propheten. O nein, — und Jesus lachte.

Nun lachst du über uns, lächelte Baruch, aber es war ein Stachel in seiner Seele; du bist der Kühnsten einer, und wir befürchten, du wirst daran zerbrechen, — stellst die Sache der Menschen auf nichts und wieder nichts. Lässest Alles dahin fahren, was ihm Richtung weist und ihm Halt gibt — und läßt ihn fahren in einem uferlosen Meer ohne Weiser und Schrift.

Weiser und Schrift ist in ihm, unsichtbar, sprach Jesus. Ich habe vordem ein Wort gesagt, zu den Meinen, daß Alles im Menschen sei; Paradies wie Hölle, Gutes wie Böses; was aber die Hölle austreibt aus ihm, das ist, wenn er entzündet ist zur Liebe; in ihr ist alle Kraft, die zur Heilung des kranken Leibes der Menschheit nötig ist. Und so gewiß in Gott nichts krank sein kann, muß der Schorf am Leibe des Volkes und der Menschheit abfallen, wenn der Mensch entzündet ist zu Gott; denn da kann er nicht mehr falsch handeln. Nehmet ein Beispiel: ein Mensch kann das Verbot des Stehlens halten oder auch es nicht halten, wenn er weiter nichts ist denn ein einzelner Mensch ohne Bewußtsein seiner selbst — und gäbt ihr ihm zehnmal auf, nicht zu stehlen, er kann stehlen. Derselbe Mensch kann nicht stehlen, so wenig als ihr auf dem Kopf gehen könnt, wenn er nicht ein einzelner ist und wenn er entzündet ist zur Liebe. Darum habe ich gesagt, das Gesetz ist abgetan — aber auch erfüllt in der Liebe.

Und ich will euch weiter ein Wort sagen, Gott wird

nicht sein, er komme denn zu den Menschen, und wahrlich, die Zeit ist angebrochen, und er kommt.

Da schrien sie auf: Nein! und abermal Nein! Es ist wider die Schrift. Du lästerst, und es ist unsere Kraft am Ende, solches anzuhören, denn wir wollen nicht wider Gott sein.

Er aber sprach: Ach, was wißt ihr von Gott? Und es war ihm, als fröstelte ihn, so zog er sein Gewand enger an sich.

Da stand Baruch auf am Tisch und sprach so zu ihm: Du wirst des gedenken und wirst daran zerbrechen. Du, der da gegen die ehernen Tafeln und die Menge der heiligen Schriften nichts auf die andere Wagschale zu legen hat als den Hauch deines Mundes. Mag sein, daß du das Gute willst und daß du den Menschen heilen willst. Und wenn, du wirst vergehen, und wenn du tot sein wirst, dann wird dein Wort verwehet sein, wie das Wort von Millionen Menschen seit Jahrtausenden.

Also das ist euer Glaube, sprach Jesus. Aber ich habe es ja immer gewußt, daß solcher Art euer Glaube ist. Meiner aber ist der: daß die Welt Eines sei und aus Gott, und daß die Menschen Eines seien, weil sie aus Gott sind. und daß in Ihm kein Wort verloren ist, seit Jahrtausenden. Wie also sollte ich zweifeln, ob das, was ich lehre, bleibe oder vergehe? Es wird bleiben. Baruch aber lachte ein böses Lächeln und sprach: Und seien deine Worte lieblich in der Menschen Ohr — in der Luft hängen sie und werden verklingen im Wind. So aber dein Wort bleiben soll, wird einer kommen, der über dir ist und es sammele zu einem heiligen Buch. Gedenkst du so groß zu werden? — So klein, willst du sagen, sprach Jesus, denn siehe, ich bin schon größer; fasse mich, wer kann; eben da ich mehr vertraue, als je ein Mensch getan hat.

Unsere Väter haben geglaubt, so groß und so fest, daß sie Berge spalteten und Mauern stürzten.

Gut, und da taten sie Großes und waren groß. Ich aber sage euch, es soll fortan nichts den Menschen binden als der freie Geist, dem er sich zu eigen gibt. Und darum heiße ich der, der da heilt, weil ich es vermag aus dem schriftlosen Wort und mit dem Hauch des Mundes, der da der Hauch des Herzens ist: dem Menschen in sich zu erwecken das Eine; in dem und aus dem wird aufhören das Böse und beginnen das Gute, wird abfallen das Böse am Leibe der Menschheit, der Räuber wird heimgehen in sein Haus, der Dieb heimgehen in sein Haus; der Machthaber seiner Macht sich entäußern und die Gefangenen frei lassen; der Wucherer das Seine bringen dem, dem ers nahm; nehmen aber wird Niemand mehr vom Andern, sondern nur geben; und auch der da nimmt vom Andern: das Gute, dessen er bedarf in seiner Hilflosigkeit, der wird noch geben dem Andern und sei es auch nur den Blick der Freude. Wenn aber das sein wird — und es wäre nicht unmöglich, daß es morgen in der Frühe begänne, wenn die Menschen das glaubend wären und sich entzünden ließen von dem Geiste, der das vermag —: dann wird Gott im Himmel nicht mehr sein.

Als sie den Atem anhielten über diese vermeintliche Lästerung, fuhr er fort. Denn er wird dann ja mehr als nur im Himmel sein, wird aller Welten und Erden sein.

In den Augen der Seinen war Glanz. Die Schriftgelehrten aber fror.

Nach einer langen Pause sprach Asarja: Wenn du dich nur nicht täuschest. Und Baruch fuhr fort: Und er täuscht sich; denn wie sollte solches sein! Johanan aber sprach: Und wenn es nun doch möglich wäre? Da aber neigte sich der Jünger, den er lieb hatte und der zu seiner Rechten saß, zu ihm und küßte ihn auf die Stirn und Wange und sprach: Wir haben es gesehen, darum glauben wir.

Es war spät geworden. Und das Gespräch schien zu Ende. Denn es wußte Niemand mehr Rechtes zu reden. So brach er auf mit den Seinen und nahm Abschied. Ganz in einem kühlen Frieden; denn es war ihm gewiß, daß sie nicht glaubend waren.

Als sie draußen waren, und in der Dunkelheit gegen die Stadt hinzuschritten, um das Haus zu suchen, da ihr Lager bereitet war, brach er das Schweigen und sprach: Was dünket euch darum? Sie sprachen: Wir wollen dir glauben. Es ist die Sehnsucht der Menschen die: nach dem Reiche des großen Friedens. — Er sprach: Die Nacht ist kühl; und meine Stimme vielleicht einsam; obschon ich weiß, daß sie die Wahrheit spricht. Es ist möglich, daß ich sterbe und verwehet werde im Wind. Wie aber sollte das sein, daß Gottes Stimme verwehe, die aus mir spricht? Darum sage ich euch, er ist das Gesetz, an dem allein der Mensch sich entzünden darf. Und darum ist keinerlei Schrift beim Sohne des Menschen, auf daß kein „Du sollst" mehr stehe unter den Menschen als ewig dürrer Stamm, sondern allein das bei den Menschen sei, was den Frühling blühen läßt, den Sommer reifen läßt und den Herbst ernten läßt; denn Alles — nicht nur der Mensch, aber er zu allermeist — lebt am besten aus dem Hauch und Tau und Sonnenstrahl aus dem Himmel; lasset uns Dem Diener sein, auf daß Er zunehme und Gestalt gewinne. Habe ich nicht verkündigt: das Himmelreich ist angebrochen? Lasse mich die Menschheit nicht zum Lügner werden! Und so will ich bleiben, wie ich war: den Menschen wie ein Sonnenstrahl und Tau und Wind, davon sie wachsen und blühen — nicht aber ein Mensch, der Bücher schreibt, daran das kurze Denken sich messen kann.

Und so redete er, bis sie in die Stadt kamen, ein wenig schwermütig; vielleicht, weil er ein wenig fröstelte und sie frösteln fühlte. Bis Johannes sagte: Wir glauben dir, Herr! Wie sollte die Liebe untergehen in der Welt! Mag der Weg deines Geistes lang sein — wie sollte er untergehen, der nur die Liebe ist?

Düsseldorf Karl Röttger

Ökumenisches und Nationales in der Philosophie der russischen Slawophilen *)

Den sogenannten „Slawophilen" (deren Hauptblüte in die dreißiger bis sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt) gehört eine Stellung von ungeheuerer Bedeutsamkeit im geistigen Leben Rußlands. In ihnen hat die russische gebildete Schicht mit allem Ernst versucht, den Riß, den die Petersche Reform hervorgebracht hatte, zwischen der Weltanschauung der obersten gebildeten Kreise und der traditionellen Weltanschauung der großen Masse des Volkes, wieder gutzumachen. Aber es ist noch viel mehr: es ist ein Versuch, das ganze Kulturleben, die ganze Geistesbildung nicht bloß national, sondern in erster Linie tief religiös durchzubilden, umzuwandeln — aus dem Geiste der Kirche des Morgenlandes heraus. Denn ohne religiöse Durchseelung und Verwurzelung, ohne höhere Begründung kein volles Leben, keine wahre Erkenntnis. Die Religion ist eine Befreiung, eine Erweiterung des Lebens, sie ist eine Potenzierung, eine Erhöhung, eine Veredelung aller Kräfte des menschlichen Geistes.

Die Slawophilen sind vom Pathos der Ganzheit ergriffen. Denn die Wahrheit braucht den ganzen Menschen, um erkannt zu werden. Nur ein ganzer Mensch in der Vollständigkeit seines geistigen Wesens kann die Wahrheit ergreifen oder vielmehr in sie hineinwachsen. „Der Hauptcharakter des gläubigen Denkers", schreibt Iwan Kirejewski, der Philosoph des Slawophilentums, „besteht in der Bestrebung, alle Teilkräfte der Seele in eine Kraft zu vereinigen und jenen inneren Mittelpunkt aufzudecken, wo die Vernunft und der Wille, und das Gefühl und das Gewissen, und das Schöne, und das Wahre, und das Bewunderungswerte, und das Zu-ersehnende,

*) Erscheint später als Kapitel in meinem Buche „Die russische Literatur der Neuzeit in ihren geistigen Zusammenhängen". Dioskuren-Verlag, Wiesbaden.

und das Gerechte und das Barmherzige, und der ganze Umfang des Geistes zu einer lebendigen Einheit zusammenströmt, und auf solche Weise die wesenhafte Persönlichkeit des Menschen in ihrer ursprünglichen Ungeteiltheit wieder aufgebaut wird." „Zwischen dem Osten (d. h. dem östlichen Christentum) und dem Westen", schreibt Kirejewski weiter, „ist ein Unterschied auch schon in der Art und Weise des theologisch-philosophischen Denkens. Denn in ihrem Streben nach der Wahrheit der Weltanschauung sorgen die östlichen Denker in erster Stelle um den richtigen inneren Zustand des denkenden Geistes, die westlichen mehr um die äußere Verbindung der Begriffe." Denn in die Wahrheit muß der Mensch *hineinwachsen* mit seinem ganzen Wesen — es ist keine bloß äußerliche Aneignung logischer Formeln, sondern wirkliches Leben in der Wahrheit, wo der ganze Mensch zu seinem Recht kommt und mitergriffen wird und ein anderer Mensch wird — denn die Wahrheit will neue Menschen, Träger des Geistes!

Es ist ein großer, mystischer Strom des Lebens, in dem man lebt und wächst und reift auf der Grundlage der Liebe, wie es der Apostel sagt: „... daß ihr, in der Liebe verwurzelt und begründet, begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe" der Lebensfülle der Wahrheit.

Dieses volle Leben der Wahrheit, Leben des Geistes ist nun das innere Prinzip der Kirche. Die Religionsphilosophie der Slawophilen ist Philosophie der Kirche. Hier ist der Kern, das geistige Zentrum, die Grundlage ihrer gesamten Weltanschauung. Wieder aus der *Idee der Ganzheit*, der *Gesamtheit* heraus! Denn im mystischen Leben der Kirche haben wir das gesamte erhöhte Leben des Geistes, nicht bloß Formel, nicht bloß Glaubensregel, wie es häufig aufgefaßt wird. Ausdruck dieses Lebens, sagt Chomiakov „ist nicht bloß der in Worte gefaßte oder bloß gedachte Syllogismus, sondern auch die Kontemplation, und das zerknirschte Herz, und die aufrichtige Demut, und Knie, die im Gebete gebeugt sind, und die untrügliche Hoffnung, daß Gott die Wahrheit nicht versagen wird seiner Kirche, die durch das Blut seines Sohnes erlöst ist; aber mehr als dies alles, ist dies Leben gegenseitige Liebe in Christo Jesu, dem einzigen Spender der Kraft und der Weisheit und des Wortes des Lebens." Es ist das Leben des Geistes Gottes, der überall in der Kirche weht und als dessen Kundgebungen, dessen Ausdrucksmittel allein alles Äußerliche geheiligt wird: „Denn die Schrift ist an und für sich äußerlich und die Tradition ist äußerlich und das Werk ist äußerlich — das Innere in ihnen ist allein der Geist Gottes."

Aber dieser Geist wird nicht dem Einzelnen, in seinem Alleindastehen, gegeben, sondern in der Gemeinschaft, in der Kirche. Das ist der Sinn der Liebe: wir sollen nicht ohne die Brüder gerettet und geheiliget werden. „Wir wissen", schreibt Chomiakov, „wenn einer von uns fällt, so fällt er allein; aber Niemand wird allein gerettet: wer gerettet wird, wird gerettet in der Kirche, wie ihr Glied, in Einheit mit den andern Gliedern. Glaubt jemand, so ist er in der Gemeinschaft des Glaubens. Liebt jemand? — so ist er in der Gemeinschaft der Liebe. Betet jemand? — so ist er in der Gemeinschaft des Gebetes. ... Sage nicht: ‚Welches Gebet kann ich dem Lebenden oder dem Toten zu Teil werden lassen, da mein Gebet ja für mich allein nicht ausreicht?' Denn da du nicht zu beten verstehst, welchen Zweck hätte es, daß du auch für dich selbst beten solltest? Es betet aber in dir der Geist der Liebe.... Sage auch nicht: ‚Wozu braucht ein Anderer mein Gebet, wenn er selbst betet und Christus selbst für ihn Fürbitte tut?' Wenn du betest, so betet in dir der Geist der Liebe. Sage nicht: ‚Das Gericht Gottes kann schon nicht mehr abgeändert werden' — denn dein Gebet liegt selbst in den Wegen Gottes und Gott hat es vorausgesehen. Wenn du ein Glied der Kirche bist, so ist dein Gebet notwendig für alle ihre Glieder. Wenn aber die Hand sagt, daß sie das Blut des übrigen Körpers nicht braucht, und daß sie ihr eigenes Blut ihm nicht geben wird, so wird die Hand verdorren. So bist auch du der Kirche notwendig, solange du in ihr bist; wenn du aber auf die Gemeinschaft verzichtest, so stirbst du ab und bist kein Glied mehr. ... Das Blut aber der Kirche sind das Gebet für einander, und ihr Atem ist Lobpreisungen des Herrn."

Das ist die *große Gemeinschaft*, die Idee oder vielmehr die Realität des großen Organismus, des mystischen Leibes Christi, der große Strom des Gnadenlebens, der Alle und Alles ergreifen soll. Es wird auf mystische Weise erkannt. „Der Glaubende kennt die Wahrheit, wer nicht glaubt, kennt sie nicht oder kennt sie bloß mit einem äußerlichen und unvollkommenen Wissen." Es ist keine äußere Autorität, vor der man sich beugen muß, sondern es ist unser eigenes, höheres Leben, das Leben der Gnade, das in uns ist, das uns ergriffen hat, das uns durchflutet, von dem wir getragen sind, solange wir uns nicht getrennt haben von dem Ganzen. Darüber hat Chomiakov wieder beredte Worte, von mystischer Ergriffenheit: „Die Kirche", schreibt er, „ist keine Autorität, wie Gott keine Autorität, wie Christus keine Autorität ist, denn Autorität ist etwas für uns Äußerliches. Nicht Autorität sage ich, sondern Wahrheit und zugleich das Leben des Christen, sein innigstes Leben; denn Gott, Christus, die Kirche leben in ihm mit einem Leben, das wirklicher ist als das Herz, das in seinem Busen schlägt, oder das Blut, das da fließt in seinen Adern; aber sie leben in ihm, inwieweit er selbst das ökumenische Leben der Liebe und der Einheit lebt, d. h. das Leben der Kirche."

Gibt es aber ein Kriterium der Wahrheit, nach dem man urteilen könnte, wo die wahre Kirche sich befindet? Kein äußerliches — bloß das Selbstzeugnis des Geistes, der in der Kirche wohnt. „Die Kirche und ihre Glieder wissen *durch das innere Wissen des Glaubens* die Einheit und Unveränderlichkeit ihres Geistes, der da ist der Geist Gottes." „Die Kirche beweist sich weder als Schrift noch als Tradition noch als Werk, sondern sie zeugt von sich selbst, wie auch der Geist Gottes, der in ihr wohnt, von sich selbst in der Schrift zeugt. Die Kirche frägt nicht: welche Schrift wahr ist, und welche Tradition wahr ist, und welches Konzil wahr ist, und welches Werk Gott gefällig ist? Denn Christus kennt sein Eigentum, und auch die Kirche, in der Er wohnt, kennt durch innere Erkenntnis und kann nicht umhin, ihre eigene Lebensäußerung zu kennen." Auch die ökumenischen Konzile sind nicht Gesetzgeber, sondern bloß die Zeugen der Wahrheit: dadurch, daß sie die Wahrheit aussprachen, wurden sie von der Kirche als ökumenisch, d. h. als authentische Zeugen ihres Glaubens, anerkannt.

Es ist eine mystische Lehre von der Kirche, von einer ergreifenden Erhabenheit, wo das Prinzip der Freiheit und der Gemeinschaft sich aufs innigste verbinden — in der freien Gemeinschaft der Liebe („ssobornostj"), wo ein Jeder sich hingibt dem Ganzen, nein noch mehr — ein Jeder betet für den Andern. „Es ist höchst unrichtig zu glauben, daß die Kirche eine erzwungene Einheit oder einen erzwungenen Gehorsam verlangt. Im Gegenteil — sie verabscheut Beides: denn in den Sachen des Glaubens ist erzwungene Einheit Lüge, und erzwungener Gehorsam ist Tod." Es ist die Freiheit der Liebe, der gemeinsamen Ergriffenheit von demselben Geiste, der gemeinsamen Verwurzelung in demselben Leben, die Kirche nicht als äußere Macht, sondern als lebendiger Zusammenklang aller Brüder, dessen höchster Ausdruck das Gebet der Liebe ist. „Wir beten, weil wir nicht umhin können zu beten, und dieses Gebet Aller für jeden Einzelnen und jedes Einzelnen für Alle, das immer erbeten wird und immer gespendet wird, das flehende und triumphierende zur gleichen Zeit, das immer im Namen Christi unseres Heilands an seinen Vater und Gott gerichtet wird, ist

wie das Blut, welches zirkuliert im Leibe der Kirche: es ist ihr Leben, Ausdruck ihres Lebens, das Wort ihrer Liebe, ewiger Hauch des Geistes Gottes."

Da ist ein Glaube, eine Lehre von freudigem, freundlichem, befreiendem Klang. Chomiakovs Persönlichkeit und Lehre wirkte auf religiös empfängliche Leute wahrhaftig befreiend, emanzipierend im besten Sinne des Wortes, sagt sein Freund und Herausgeber seiner Werke Jury Ssamarin. Das ist derselbe Geist, der aus diesen Worten des Paulus klingt: „Wo der Geist Gottes, dort ist Freiheit." Und dabei der Geist der Gemeinschaft: nicht allein werden wir gerettet, sondern mit den Brüdern, der Geist der Liebe. Freiheit und Liebe, die Alles ergreift, Alles umfassen will, Alles vereinigen will zu einer freien Gemeinde der Brüder, das große Leben, wo die Wahrheit als eine lebendige erfaßt und erlebt werden muß, wo man allmählich in sie hineinwachsen, in sie hineinreifen muß, in diese Fülle — das ist nach Chomiakovs Lehre das Leben der Kirche, der höchste Ausdruck der freien organischen Ganzheit, das Leben des Leibes Christi.

Aus diesem großen Leben der Gnade heraus soll Alles geheiligt und verklärt werden, seine höhere Berechtigung erhalten, das Leben des Einzelnen und auch das Leben des Volkes. Die Slawophilen hängen mit einer organischen, leidenschaftlichen Liebe an ihrem Volkstum. Mit den Augen leidenschaftlicher, ja eifersüchtiger Liebe sehen sie es an; sie idealisieren es; sie idealisieren in unhistorischer Weise seine Vergangenheit (die vor-Petersche Periode; übrigens nicht immer: Chomiakovs Liebe zu seinem Volke war mit größerer Nüchternheit verbunden); sie idealisieren den russischen Bauern der Gegenwart, sie glauben an eine höhere Berufung ihres Volkes: weil es Träger des reinen Glaubens der östlichen Kirche ist.

Übrigens bei aller leidenschaftlichen Liebe, bei allen Übertreibungen in der Idealisierung des Volkes und seiner Vergangenheit wird doch das Volkstum nicht letzter Zweck, nicht höchster Wert; es wird nicht zu einem Götzen erhoben; es muß in einem Höheren — im Glauben, in der Kirche, im Göttlichen verwurzelt sein, hier seine Richtschnur suchen. Und an diesem Maßstab, an dieser Richtschnur soll es auch gerichtet und geprüft werden, ob es treu seiner von Gott ihm auferlegten Aufgabe ist. Alles Irdische — auch das große Prinzip des Volkstums — muß durch ein Höheres, Göttliches geheiligt werden, indem es Diener am Göttlichen wird. Dazu ist jeder Einzelne und auch das Volk in seinem Ganzen berufen. Aber keine Überspringung der natürlichen Reihenfolge: der Einzelne muß Gott und der Kirche und der Gesamtheit der Brüder dienen in seinem Volke, durch sein Volk. Der Patriotismus schließt die große Gemeinschaft nicht aus, sondern wird zum lebendigen und überaus wichtigen, ja notwendigen Gliede in der Schule der Liebe, welche die Kirche ist. Die Slawophilen glauben nicht an eine Liebe zur Menschheit überhaupt, zum Fernen, wenn man den Nächsten, wenn man sein Volk, in das man von Gott hineingestellt ist, nicht liebt. Denn auch das Volk ist ein großer Organismus, eine große Gemeinschaft, ein mächtiger Ozean, wo die einzelnen Tropfen und Ströme zusammenfließen müssen und wo Jeder Raum hat. Dieses innige Teilnehmen am Gesamtleben des Volkes, dieses Zusammenwachsen mit ihm in Leid und Freude, *das* ist Liebe; der theoretisch-abstrakte, das Nationale verachtende „Dienst" an der Menschheit ist gar keine Liebe, sondern bloß Selbstvorspiegelung, Selbsttrug, verkappter Egoismus.

Daraus erhellt unsere Pflicht am Vaterland, der Charakter unserer Liebe zu ihm. Chomiakov will es nicht nur mächtig, sondern in erster Linie gerecht. Äußerer Ruhm und äußere Machtstellung ohne inneres Erwachen des Geistes, ohne Gerechtigkeit, ohne Dienst am Werke Gottes, ohne Demut und Liebe, ist wertlos.

„Fruchtlos ist der Geist des Stolzes, unsicher ist Gold, zerbrechlich der Stahl, aber fest ist die klare Welt des Heiligtums, kräftig die Hand, die da betet!" — das sagt er seinem Vaterlande Rußland zur Zeit der höchsten Blüte seiner militärischen Machtstellung unter Kaiser Nikolaus I. Aber was nützt das Äußere, wenn das Innere, das absolut Wertvolle fehlt? „O entsinne dich deiner hohen Berufung", so ruft er das Vaterland an, „wecke das Vergangene in deinem Herzen auf und befrage den dort tief verborgenen *Geist des Lebens*! Dieser Geist des Lebens soll dich lehren, o mein Vaterland, ihm zu dienen in Wahrheit und Liebe, Gottes Werk zu schaffen an sich selbst und an den anderen Völkern; denn zum gemeinsamen Sichdienen und Sichlieben sind wir berufen, zum gemeinsamen Arbeiten am Reiche Gottes, das innen von uns ist." Zu diesem Wirken sind nach Chomiakov alle Völker berufen; nicht ist Gott demjenigen gefällig, der hochmütig sich für das Salz der Erde hält:

„Es duldet Gott nicht den menschlichen Hochmut, nicht mit denen ist er, die da sagen: wir sind Salz der Erde, wir sind Pfeiler des Heiligtums, wir sind Gottes Schwert und Gottes Schild." Mit dem aber ist Gott, der ihm den wahren Weihrauch darbringt — im Geiste und in der Wahrheit.

Aber schau mal nach, sagte Chomiakov zu seinem Volke, ob du würdig bist, Gottes Werkzeug zu sein. „Schwarz bist du von schwarzer Ungerechtigkeit in deinen Gerichten, du bist gebrandmalt mit dem Brandmal der Knechtschaft, du bist voll von gottloser Schmeichelei, von zersetzender Lüge, von toter schmachvoller Trägheit und von allem Greuel! O du, der Erwählung Unwürdige, du bist doch erwählt worden! Rasch wasche dich ab mit den Tränen der Buße, damit du nicht ereilt werdest vom Strafgericht!"

(Alles dies geschrieben vor der Abschaffung der Leibeigenschaft.) Die Vergangenheit und die Gegenwart — *eine* große Sündenlast — die größte Sünde liegt aber darin, daß ihr Gott, dem Glauben an Gott untreu geworden seid, daß ihr die Heilung nicht bei ihm, dem göttlichen Heiland und Retter suchet, sondern bei irdischen — „toten und blinden Götzen".

Wie entstand die slawophilische Bewegung? Wo liegen ihre Wurzeln? In den Slawophilen haben wir ein merkwürdiges Zusammentreffen von sehr hoher westlicher Kultur (sogar ihre allgemeinen Ansichten von der Geschichte als einem lebendigen organischen Prozeß stehen unter stärksten Einfluß der Schellingschen, teilweise auch der Hegelschen Geschichtsphilosophie) und einer organischen Verwachsenheit mit ihrem Volkstum, in erster Linie mit ihrer Kirche. Die geistigen Leiter der Bewegung — Chomiakov, die Brüder Kirejevski, die Aksakovs, Ssamarins, Koschelioy — stammen alle aus den höheren feingebildeten Kreisen des russischen vermögenden Landadels. Ihre Landsitze waren kleine Zentren einer sehr hohen und sehr feinen Kultur (die übrigens nur Wenigen zugänglich war), mit ihren großen Bibliotheken und regem geistigem Interesse. Die meisten Slawophilen haben sich daher seit Kindheitsjahren in erstaunlichster Weise die besten Früchte der westeuropäischen Kultur, besonders auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, angeeignet. Sie lesen, sprechen und schreiben drei bis vier und noch mehr moderne Sprachen, außer der Muttersprache. Peter Kirejevski hat in seiner Bibliothek Bücher in sechzehn Sprachen (die Sprachen der slavischen Völker und die slavischen Dialekte mitgerechnet); die Brüder Kirejevski, Chomiakov und andere Slawophilen sind große Kenner alter Sprachen und Literaturen, große Kenner der westeuropäischen — deutschen, französischen, englischen, italienischen Literatur (Peter Kirejevski treibt auch Spanisch, übersetzt Calderon), sie sind sehr bewandert in der wissenschaftlichen Forschung ihrer Zeit, besonders in der Geschichtsschreibung und auch in der Philologie, wie sie von der Romantik einen ungeheuren Antrieb erhalten hat; in besonders starker Weise

aber hat auf sie die deutsche Philosophie eingewirkt. Iwan und Peter Kirejevski hören Vorlesungen bei Schelling, Iwan außerdem bei Schleiermacher, Hegel. Sie lernen Franz Baader kennen, mit den Schriften Schellings und Hegels beschäftigen sie sich eifrigst. Auch die Romantiker sind ihnen gut bekannt; sehr stark sind sie durch Görres, Schlegel, die Brüder Grimm usw. angeregt worden. Auch in der Theologie des christlichen Westens haben sie große Kenntnisse.

Und dabei sind sie doch eines Gegensatzes gegen die gesamte geistige Entwicklung des modernen Westeuropa sich klar bewußt. Der junge Student Peter Kirejevski sagt ja das ausdrücklich in seinen Briefen aus seiner (übrigens kurzen) Münchener Studentenzeit. Die westeuropäische Kultur empfinden sie als rationalistisch eingestellt, sie selber aber sind mystisch tief im Leben der Kirche verwurzelt.

So sehen wir, daß in den Slawophilen diese zwei Tendenzen in schöner organischer Weise sich vereinigen: eine hohe Beteiligung an den besten Ergebnissen der westeuropäischen Geisteskultur und innigste geistige Verschmelzung mit dem Eigenen, dem Volkstümlichen und in erster Stelle mit dem Mutterboden alles höheren geistigen Lebens des russischen Volkes — der Kirche des Morgenlandes. Daher auch diese ganz außerordentliche, erstaunliche theologische Gelehrsamkeit der Slawophilen, ihre nahe Vertrautheit mit den griechischen Kirchenvätern, mit der asketischen Literatur des morgenländischen Christentums, mit seiner lebendigen asketischen Tradition, wie sie z. B. besonders im Kloster von Optino gepflegt wurde. (Das Kloster von Optino hat in nachhaltigster, ausschlaggebendster Weise die Brüder Kirejevski und durch sie die anderen Slawophilen und auch Gogol beeinflußt, später auch Dostojewski.)

Was diese bedeutsame Verknüpfung beider für das russische Leben so wichtiger Bildungselemente in der Person der Slawophilen besonders anziehend macht, das ist das hohe geistige und — dies ist hervorzuheben — auch sittliche Niveau ihrer Persönlichkeit. Das ist das Eigentümliche an dieser Bewegung: ihre Leiter waren nicht bloß geistig hochstehende, angeregte, talentvolle Männer, es waren Gerechte, die sittlich nicht bloß durch ihre Lehre, sondern durch das Beispiel ihres Lebens, durch die christlich verklärte grenzenlose Liebe zu ihrem Volke vorleuchten konnten.

Selbstverständlich hat die slawophile Bewegung auch zahlreiche Schwächen und Mängel aufzuweisen. Es gehört hierher in erster Stelle die schon erwähnte unwissenschaftliche und auch unrichtige einseitige Idealisierung der Vergangenheit, der ganzen historischen Entwicklung des russischen Volkes. Im Westen sei Kampf und Eroberung das Ausschlaggebende gewesen, nachher Verträge, wo die einzelnen Stände, die einzelnen Bestandteile des Volkes, das Volk und die Staatsgewalt sich als feindlich-fremde Mächte eifersüchtig gegenüberstanden; so sei es in Rußland nicht gewesen: nicht Eroberung, sondern friedlich freiwillige Berufung der Staatsgewalt seitens des russischen Volkes habe den russischen Staat gegründet, und auch im weiteren Verlauf der Geschichte (bis zur Peterschen Reform, die allem diesen ein jähes und widernatürliches Ende machte!) herrschten Friede und Eintracht usw. Ein durchaus schiefes und unhistorisches Bild, denn die russische Vergangenheit ist leider an inneren Zwistigkeiten, an wildem Ausbruch der Leidenschaften, an vielem Menschlichem-Allzumenschlichen reich, ja überreich. Das hat übrigens Chomiakov (darin verschieden von der unhistorischen Geschichtsidealisierung eines K. Aksakov) mit seinem scharfen Auge gesehen und mit der Leidenschaft der Liebe seinem Volke in zürnenden Worten das lange Register seiner vergangenen und gegenwärtigen Sünden vorgehalten und zur Buße und Umkehr gemahnt.

Auch die Beurteilung der westeuropäischen Kultur ist nicht immer gerecht, weil einseitig-polemisch gewesen. Chomiakov nennt jedoch den Westen das „Land der heiligen Wunder" und sehnt sich nach der großen Verbrüderung der Völker — in dem großen Organismus des Leibes Christi. Seine Einstellung ist ökumenisch; die inbrünstige Liebe zum eigenen Volke stört keineswegs diese seine hehre, gewaltige Weltanschauung, sondern ist ihr notwendiger, ja unumgänglicher Bestandteil: zur Liebe zur Menschheit können wir bloß gelangen, wenn wir das uns besonders Nahestehende zuerst lieben. Aber bei den andern Slawophilen erhält manchmal ihr Patriotismus und sogar ihre Kirchenlehre einen ein wenig chauvinistisch-engherzigen Beigeschmack, nicht immer, aber doch bisweilen und sogar — mitten in der Polemik — ziemlich häufig. Die Sache ändert sich wenig dadurch, daß dieser Chauvinismus auf das ganze Slawentum erweitert wird, das dann ebenso einseitig-unhistorisch idealisiert wird.

Das sind alles Mängel und Schlacken, die aber zurücktreten vor der ungeheuren geistigen Tat der Slawophilen: wieder einmal von dem Ganzen zu sprechen — von der organischen Ganzheit aller Kräfte, aller Wesensbetätigungen des Menschen, die er braucht, um die Wahrheit, die doch eine lebendige Fülle ist, zu erfassen, von der großen Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi, in der allein die Wahrheit durch den Geist gegenseitiger Liebe vollkommen erfaßt werden kann und in die wir alle hineinwachsen müssen; und deshalb auch von der Heiligung des persönlichen und auch des gesamten Volkslebens. Und dabei die große, inbrünstige, organisch-elementare Liebe zu seinem Volke, aber nicht eine egoistisch-einseitige Liebe, die sich aus dem eigenen Volke einen Götzen macht, sondern die verklärte christliche Liebe, die sein Volk zum Gliede des Reiches Gottes erziehen will.

Die Bedeutung der Slawophilen ist daran schon zu kennzeichnen, daß Dostojewski aufs innigste — seiner Weltanschauung nach — mit ihnen zusammenhängt. Auch jetzt in der furchtbaren, nicht bloß äußeren, sondern auch geistigen Krise, die das russische Volk erlebt, wirkt das Unvergänglich-Wertvolle an ihren Gedanken, ihr Glaube und ihre heiße Liebe und besonders ihr Mahnruf zum geistigen Kampf, zur geistigen *Aktivität, zum freudigen Opferdienst am Volke*, erziehend und befruchtend auf die heranwachsenden Geschlechter.

Die Bedeutung der Geistessaat der Slawophilen kann daher mit folgenden Worten Chomiakovs charakterisiert werden:

„Glücklich ist der Gedanke, dem der freundliche Lenz des menschlichen Ruhmes nicht geschienen hat! Seine jugendliche Kraft eilte nicht, sich vorzeitig in Blätter und Blumen zu kleiden, sondern in die Erdentiefe bohret er sich mit den Wurzeln hinein.

Und von frühen und späten Regen gestärkt, sprießt er plötzlich auf zum Himmel empor — rauschend mit schattigen Zweigen, mit Blüten besät, Zierde der Erde und den künftigen Jahrhunderten." Denn sie haben ihr Werk nicht bloß als russisches, sondern als ökumenisches empfunden: „Wir müssen wissen, daß Keiner von uns die Ernte erleben wird und daß unsere geistige, ja mönchische Arbeit des Aufpflügens, des Einsäens und Jätens nicht bloß eine russische, sondern eine ökumenische Arbeit ist." (Aus dem Briefe Chamiakovs an Ssamarin 1845.)

Königsberg *Nikolaus v. Arseniew*

Soll uns der Tod unserer Helden im Weltkrieg nationalistisch oder pazifistisch machen?

Ein Nachklang zum Totensonntag

Der Totensonntag grüßte all die stillen Schläfer wieder, die in Frankreichs oder Rußlands Erde ruhen, auf ernsten Friedhöfen mit Kreuzen oder auf unbekannter Stelle. Und das Meer gab seine Toten wieder — für unsern Geist. Unsere unvergeßlichen Helden haben uns Großes und Stilles zu sagen, ja sie sangen, nachdem so

viel schwere Jahre nach dem Kriegsende vorüber sind, in denen der wirtschaftliche und politische Druck uns bis zum Boden niederbeugte, erst einmal an, uns zu fragen und uns Bedeutungsschweres zu künden. Diese Geister, diese dahingegebenen Leiber und Seelen gehören unserm ganzen Volke als unvergängliches Eigentum, als Erbteil, als Heiligtum. Darum sollte ihnen gegenüber jeder Parteigeist schweigen. Einen erschütternden Eindruck machte es, als bei einer feierlichen Denkmalsweihe für die Gefallenen in einer Kirche Verbände der einen Volksseite nicht mit Fahne erscheinen wollten, weil Verbände der anderen zugesagt hatten. Unser Vaterland ist etwas so Hehres, daß ihnen gegenüber alle Engherzigkeit ersterben müßte. Wir brauchen eine so erhabene, keusche und umfassend-große Vaterlandsliebe, daß jeder Deutsche in einen Tempel zu treten meinen soll, wenn nur überhaupt dieses Wort an sein Ohr klingt. Sie lagen ja alle zusammen, durcheinander, ineinander, als die höllischen Granaten einschlugen. Sie haben ja alle zusammen gehungert, gefroren, gewacht, gezittert und überwunden. Wer jene unterirdisch-überirdischen Erlebnisse gemeinsam erlitten hat, der weiß, was Tod, was Leben, was Vaterland, was Opfer ist. Ein allem Andern Absagen, allem Andern Sterben und bloß das Eine wollen: Sich hingeben, sich so hingeben, wie es kommt, wo es kommt. Das eröffnet den Blick auf den Sinn des Christentums, auf Christus, das Opfer. Wir, die wir nicht im Kriege draußen sein konnten, beneiden Euch, die ihr drinn waret, um diesen Tiefblick in die Tiefen seiner Hingabe! Ihr habt in eigenem Sinn das Abendmahl mit ihm gefeiert, während wir so oft nur die Speisung der 5000 mit ihm gefeiert haben.

So werde denn Deutschland, dem so viele hohe Opfer gelten, uns ein neues Land der Liebe, der Verantwortung, der Arbeit, der Brüderlichkeit. Niemals wollen wir über einem Weltbürgertum des geweihten Mutterbodens vergessen, aus dem wir erwachsen sind. Aber je grauenvoller die Opfer, desto atemlos gespannter sollen nun unsere Herzen werden auf den wahren, bleibenden Gottessinn des Todes unserer Helden. Soll uns ihr Tod *nationalistisch oder pazifistisch* machen? *Sollen wir sagen: „Nun erst recht Krieg!“ oder „Nie wieder Krieg!“*? Diese Frage schneidet jetzt das Vaterland in zwei Teile. An dieser Frage entscheidet sich jetzt unbedingt die Christianisierung weiter Volksmassen, das Volksschicksal der deutschen Landeskirchen, die Zukunft der Volkskirche. Wird die Losung „Nun erst recht Krieg!“ von den deutschen Kirchen geduldet, so sind die großen Volksmassen, die sozialistischen und kommunistischen Volksmassen ihnen endgültig verloren. Auf diesem Punkte versteht man in der Tiefe des Volkslebens keinen Spaß. Die sozialistische Arbeiterjugend, die Jung-Sozialisten, die der Religion durchaus nicht verschlossen sind und bleiben, sinken, wenn diese Losung nicht von der Kirche abgelehnt wird, in unrettbare Kirchenferne. Diese Frage ist für Pfarrkonvente jetzt aktueller, entscheidender als die meisten theologischen Fragen. Hier gilt es wahrhaft zu hören, was der Geist den Gemeinden sagt. Hier gilt es aber auch, sein inneres Ohr dem zu verschließen, was profane Parteien, Tageszeitungen, Verbände reden. Nehmen wir so in der Stille die Frage vor. Gott soll uns selbst die Frage beantworten: Soll uns der Tod unserer Helden *nationalistisch oder pazifistisch* machen?

Was ist denn der geschichtsphilosophische Sinn des Weltkrieges gewesen? Dieser Krieg war beispiellos. Er zitterte über allen Kulturvölkern, er zog auch die Wilden mit hinein. Er bot alle technischen Mittel auf in Feuer, Wasser, Luft und Erde. Er macht für die Zukunft den höllischen Triumph des Gases gewiß. Der Zukunftskrieg ist mehr als bethlemitischer Kinder- und Frauenmord in den weitesten Entfernungen. Er ist nichts Anderes als ein teufliches, berechnendes Hinsterbenlassen alles Lebendigen. Er ist der Untergang der Welt. Hat dieser Krieg schon Moral und Religion aus ungezählten Menschen herausgeschnitten, so ist im Zukunftskrieg nach diesen Lehren der endgültige Schluß der Menschheitsreligion. Die Wunder der Technik haben dazu gedient, uns in dieses Grauen der letzten Gottesdämmerung blicken zu lassen. Der gewaltige göttliche Ruf „Nicht wieder Krieg!“ dröhnt den sogenannten christlichen Kulturvölkern als himmlische Lehre des Weltkrieges mit Posaunenstimme ins Weltgewissen. Die Redewendungen „Der Krieg gehört mit zum Reiche der Sünde auf dieser Erden, er ist unvermeidlich, und wird immer sein!“ müssen verstummen. Gott will nicht den Einzelnen bloß, nicht das Volk bloß, er will die Menschheit ganz haben. Die ganze Menschheitsentwicklung ist von Gott geführt. Seine Gesetze sollen auch für das Völkerleben gelten. Weltwirtschaft und Weltverkehr, das bisher so nicht geahnte Verflochtensein der Völker in ihrer Existenz miteinander rammt der Menschheit mit neuen Werkzeugen seine Gesetze ein. Wer Augen und Kenntnisse besitzt, der sehe! Und so war der Weltkrieg unbedingt nötig, um der Menschheit den ungeheuren, unvergeßlichen Anschauungsunterricht einzuhämmern: „Soweit habt ihrs nun mit eurem Imperialismus, eurem Kriegsrüsten und Kriegshetzen gebracht, jetzt sollt ihr alle leiden, aufs entsetzlichste zusammen leiden, damit ihr den Krieg hassen und ihm vorbeugen lernt!“ Darum war es ein Wehen heiligen Geistes, was wir in Locarno und Thoiry erlebten!

Gerade, weil wir unsere Helden so namenlos lieben und ihnen so unsagbaren Dank schulden, dürfen wir unser Vaterland dem Weltentsetzen mit seinen Höllenqualen für Leib, Geist und Seele, mit seiner dämonischen unaussprechbaren, tränenschweren sittlichen Not nicht wieder aussetzen. Unsere Helden haben uns ja gerade darin den großen erhellenden Dienst erwiesen, uns das für Geschlecht zu Geschlecht vor Augen zu führen. Das heilige Feuer ihres Todes soll uns zusammenschmieden zu einem Volk von Brüdern, damit wir der Menschheit den neuen deutschen Dienst mitleisten helfen, *eine* Menschheit zu werden, organisch gegliedert in sich dienenden Völkern. Das Volk eines Kant und Goethe, das man das „Weltvolk“ genannt hat, darf trotz seiner blutenden Wunden sich diesem höchsten, innerlichsten deutschen Berufe nicht entziehen. Es muß groß, d. h. wahrhaft deutsch handeln! Stockholm hat uns gezeigt, wie groß das Sehnen der Völker nach dieser Weltfrucht des Weltkrieges und gerade nach der deutschen Mitarbeit geht, sie zu bergen. Es ist jetzt Adventserwartung der Menschheit, aus banger furchtbarer Menschheitsnot geboren. Christi, des Weltheilandes Geist, soll aufs neue ausgegossen werden, der gesagt hat „Liebet eure Feinde, ihr seid alle Brüder“. (Die jüdisch eschatologisch bestimmte Färbung synoptischer Reden Jesu vom messianischen Ende geben wir dem damaligen Judentum zurück!) Es geht etwas in der Menschheit vor. Nur müssen wir stille werden, dem zu lauschen. Auch die Fanfarenmärsche und Kesselpauken müssen schweigen, wenn Er sich hören läßt. Auch die Sehnsucht in gewaltigen Massen unseres Volkes nach wahrem Völkerfrieden ist eine Stimme von Gott.

Und so laßt uns denn, den Tod unserer Helden in einem von Gott ergriffenen, von *Gott* gedemütigten, wahrhaft pazifistischen Herzen in Stille als Saat bewahrend, die Ernte daraus im ganzen Vaterlande reifen lassen: eine neue Reinheit, Ehrlichkeit und Brüderlichkeit, eine neue Arbeitstüchtigkeit, ein neuer Arbeitswagemut, eine neue Ehe und eine neue Familie, eine neue tiefe Frömmigkeit im Volke. Und der Welt gegenüber eine *geläuterte* kraftvolle Würde und ein gereinigtes starkes Selbstbewußtsein als Nation, zugleich aber auch mehr Menschheitssinn für die *gesamte* Menschheit, für den *inneren* Zusammenhang und die innere Versöhnung der Völker, für die der Weltversöhner Christus auch gestorben ist.

So erfüllen wir sowohl unsere wahrhaft nationale Pflicht unserm gesamten Volke gegenüber als unsere Christenpflicht gegenüber der Menschheit.

Es blühe die deutsche Volkskirche der Zukunft, die dies Beides dem ganzen Volke lehre! Der Segen von Stockholm gehe mit ihr!

Halle Arthur v. Broecker

Römischer Brief

Noch steht die vatikanische Politik vornehmlich unter dem Eindruck und den Auswirkungen des in meinem letzten Briefe erwähnten Friedensschlusses mit dem Staate Italien. Man hört hier des öfteren, besonders von Seiten der ausländischen Journalisten, die Ansicht aussprechen, dieser Friedensschluß sei auf Seiten des Staates nicht ernst gemeint, sondern lediglich ein geschickter Schachzug des großen Politikers Mussolini, dem jedes Mittel recht sei, um seinen Staat zu der erträumten Höhe des alten Imperium Romanum zu führen. Selbst wenn dies der Fall sein sollte — der angebliche Verrat seiner alten sozialistischen Jugendideale soll die These stützen —, so hat er mit dem Friedensschluß einen Erfolg von unübersehbarer Tragweite errungen: die Klerikalen, und das sind in Süditalien die Mehrzahl der Bevölkerung, in ganz Italien aber jedenfalls alle Frauen, sind mit dieser einen Tat staatstreue Faszisten geworden; die bisher noch nie gelungene innere Vereinigung von Nord und Süd ist jetzt erfolgt; es gibt jetzt wirklich nur ein einiges, einziges Italien. Die Abseitsstehenden, vor allem die nach Frankreich geflohenen Sozialisten, sind numerisch ohne Bedeutung, selbst wenn sie ihren Kampf gegen das herrschende Regime mit noch so vielen Attentaten an dem Duce zu führen versuchen. Nichts beweist die Einflußlosigkeit dieser Kreise besser als die Tatsache, daß sogar der bislang mit einer Heiligenglorie umgebene Name Garibaldi keine Zugkraft mehr besitzt. Man hat für den ewig sensations- und geldhungrigen Neffen des großen Volkshelden nur Verachtung und Spott. Und die Kirche segnet durch ihre höchsten Fürsten den Mann, der zum vierten Male in diesem Jahre der Mörderhand glücklich entronnen ist, und segnet den Staat, den dieser Mann führt und einer glücklichen Zukunft entgegenleitet.

Dabei ist das Problem Mussolini eines, das wir als Ausländer und kühle, verstandesmäßige Nordländer wohl kaum jemals ganz erfassen werden. Uns liegt die große schauspielerische Pose nicht, nicht dieses ewige neue Unterstreichen seines Heldentums, seiner Größe, seiner gigantischen Taten, nicht dieses stete Herausschleudern von brillierenden Sätzen, die uns oft wie Phrasen aus einem bereit gehaltenen Schatzkasten vorkommen. Und dennoch: noch vor zwei Jahren hörte man, wenn man mit Leuten aus dem Volke sprach, mit Arbeitern, Kellnern, Kirchenkustoden, das geringschätzige „Theater"; heute nicht mehr: die Erfolge haben seiner Politik rechtgegeben; nicht eine Stimme des Widerspruchs wird mehr laut, nur noch rückhaltlose Anerkennung dessen, was er leistet und für das Volk schafft. Deshalb trägt auch dieses von Natur aus schon so bedürfnislose Volk mit rührender Größe eine Teuerung und einen Steuerdruck, wie er kaum anderwärts denkbar wäre. Denn Jeder aus dem Volke weiß, daß auch sein Führer selbst mit spartanischer Einfachheit lebt. Seine einzige Erholung ist es, am Abend nach der Arbeit allein für sich Geige zu spielen; und als Begleitung benutzt er ein mechanisches Klavier, um ganz für sich allein zu sein, auszuruhen und zu denken und seinen Weg weiter zu überlegen.

Wenn man heute nach dem erfolgten Friedensschluß mit dem Vatikan sich die Frage vorlegt, ob Mussolinis Politik bisher die richtige gewesen ist, so wird man dies füglich bejahen müssen. Als er vor sechs Jahren sich der Herrschaft bemächtigte, gab es zwei mögliche Bundesgenossen für ihn: entweder die Kirche oder die Freimaurer. Letztere zu wählen, hätte für den alten und von Staat und Kirche verfolgten Sozialisten zweifellos am nächsten gelegen. Und doch hat er vom ersten Tage an gerade diesen seinen alten Gesinnungsgenossen den Kampf erklärt und bis zur völligen Vernichtung zu Ende geführt, dagegen gleichzeitig Alles getan, um mit der seit über fünfzig Jahren grollend abseits stehenden Kirche zum Frieden zu gelangen. Der Grund mußte ihm, der als Italiener sein Land und Volk und dessen inneres Leben am besten kannte, klar vor Augen liegen: Italien kann nur leben und wieder emporblühen, wenn sein Volk im Inneren einig ist, einig aber kann es nur werden und sein, wenn die seit 1870 ungeschlossene Wunde des Kampfes zwischen Staat und Kirche geschlossen wird; die Kirche ist eine Macht von unausdenklicher Kraft, die Freimaurer sind letzten Endes doch nur mehr oder weniger Raisonneure ohne weitreichende Gefolgschaft, politische Idealisten oder auch Abenteurer, die heute Hosianna rufen, um morgen das Kreuzige ihn zu schreien.

Dazu kommt aber noch ein ganz besonderes Moment, das im Auslande oftmals allzu sehr übersehen wird: die römische Kirche ist tatsächlich nun einmal zum überwiegenden, maßgeblichen Teile eine italienische Kirche. Der Papst ist stets Italiener, das Kardinalskollegium setzt sich stets in der Mehrzahl aus Italienern zusammen; alle großen und kleinen Beamten der riesenhaften Hierarchie sind Italiener. Alle sind Blut vom gleichen Blute. Dort der Papst, hier der Kardinal, dort der Priester, hier der Mönch — sie alle haben ihre Verwandten, die im italienischen Leben leben, die italienisch denken und fühlen, die in und mit dem Staate leben, für ihn arbeiten, von ihm erhalten werden, dem bisher die Kirche Fehde erklärt hatte. Das war ein unerträglicher Zustand für beide Teile, daß bislang der eine Bruder Staatsbeamter, der andere Priester war, und beide Gewalten sich bekriegten.

Jetzt ist die Kirche eine Nationalkirche geworden. Die römische Weltkirche, die den Anspruch erhebt, die alleinseligmachende Kirche aller Christen der ganzen Welt zu sein, ist ein Instrument italienischen Denkens geworden. Blut ist nun einmal stärker als Wasser, und der Priester, der die Weihen erhält, bleibt damit dennoch in seinem Geistesleben, seinem Empfinden und Fühlen, Kind seiner Heimat.

Darin aber sehe ich den ungeheuren Erfolg der Mussolinischen Politik: er hat mit dem Friedensschluß von Assisi die geistige Herrschaft des Imperium Romanum wieder über die ganze Welt gespannt. Die Legaten der Kirche sind seine Legaten, die päpstlichen Nuntien seine Nuntien, die italienischen Missionare seine Missionare, die in der ganzen Welt wieder die Botschaft von dem römischen Weltreich verbreiten. Dadurch aber hat die italienische Staatspolitik einen Machtfaktor hinzugewonnen, wie ihn keine andere Macht der Erde besitzt. Mochten noch während des Weltkrieges Politiker, wie Erzberger, Monsi. von Gerlach u. A. sich einbilden, zwischen den italienischen Staat und den Vatikan einen Keil treiben zu können — eine Ansicht, die schon damals eine Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse zeigte, weil eben auch bislang schon selbst der zum Priester gewordene Italiener nicht sein Vaterland verraten hätte —, so ist jetzt solche Möglichkeit überhaupt ausgeschlossen, da jetzt die beiden großen Mächte Italiens: Staat und Kirche, Hand in Hand arbeiten.

Beide haben durch den Frieden gewonnen: der Staat ist kräftiger denn je, und die Kirche hat nie solche Macht besessen wie heute, wo sie unter dem Schutze eines mächtigen Staates sich ganz ausschließlich ihren geistigen Aufgaben widmen kann. Das schwere Problem, an dem das alte Römische Reich Deutscher Nation zerbrochen ist, eine reinliche Scheidung zwischen Staat und Kirche herbeizu-

führen und beide Mächte zusammen für das gleiche große Ziel der Weltherrschaft einzuspannen, ist jetzt mit einem Schlage gelöst worden. Und der Staat Mussolinis triumphiert heute dort, wo die deutschen Kaiser sich und ihre besten Mannen verblutet haben.

Eine Gefahr wächst jedoch — heute noch wenig beachtet, aber dennoch hier und da schon ernsthaft erörtert — im Hintergrunde auf: Werden es die jungen Völker, vor allem die Amerikaner, auf die Dauer zulassen, daß die Kirche eine italienische Domäne bleibt? Auf dem Eucharistischen Kongreß in Chicago sind leise Stimmen des Unmuts hörbar geworden, aber die ausgezeichnete Regie und Disziplin hat sie unterdrückt. Aber wie lange noch? Und dann wird vielleicht die römische Frage ein ganz neues Ansehen bekommen. Denn eine „römische Frage" wird es immer geben, auch wenn sie in ihrer heutigen Stellung dank meisterhafter Staatskunst erledigt ist.

Rom 20. 11. 26 Spectator Romanus

Johan Bojer

1. Herkunft und Leben. 2. Die Kultur. 3. Der Mensch. 4. Die Liebe

Man kann von einer neuen Invasion des nordischen Schrifttums in die europäische Literatur sprechen. Wir stehen noch unter dem nachhaltigen Eindruck, den die dramatische Produktion Strindbergs und schließlich auch Ibsens erweckte, deren Wirkung eben erst anhebt und deren Bedeutung heute noch nicht abzusehen ist. Aus Dänemark kommt Knut Hamsun, und die letzten zwei Jahre haben uns die Bekanntschaft mit Anker Larsen vermittelt, der uns die alte deutsche Mystik in modernem Gewand vergegenwärtigt (über den ein weiterer Aufsatz handeln soll), aus Norwegen reden zu uns die Konvertitin Sigrid Undset mit ihrer Romantrilogie „Kristin Lavrans Tochter" (mit der sich die CW auch wird auseinandersetzen müssen), der feinnervige, kultivierte Hans E. Kinck, der freilich wenig spezifisch Nordisches besitzt, sondern die Züge des zivilisierten Kontinents trägt, und Johan Bojer, der dafür noch um so reiner ein typischer Norweger ist. Von ihm sollen die folgenden Zeilen reden *).

1. Herkunft und Leben

Kaum Jemand wird zweifeln, daß man von einer spezifisch nordischen Literatur wird sprechen dürfen, ebenso wie auch von einer russischen. Wo liegt nun ihre Besonderheit? In ihrem psychologischen Vermögen? Ihrer Naturdichte? Ihrem Aktivismus, der sich auf Gesellschaftskritik, Politik und öffentliches Leben erstreckt? Gewiß, in dem Allen. Aber mehr noch in ihrem Bekenntnismäßigen! Ihr Thema ist, wenn man das so kurz ausdrücken darf, der Mensch selbst, der sich in den Strudel des Lebens verschlungen sieht und sich doch in irgendeiner Weise behaupten will. Bei dem Einen wird diese Behauptung zu einem neuen Verständnis mittelalterlicher Mystik, beim Andern zur ätzenden Kritik an bestehenden gesellschaftlichen Formen und deren Neusetzung, obwohl diese selbst leicht dem Vorwurf einer nur veränderten Bürgerlichkeit ausgesetzt ist (Ibsen deshalb in Strindbergs Augen nur ein neuer „Blaustrumpf"); beim Dritten findet der Mensch seine Sicherung in der katholischen Kirche, und beim Vierten endlich behauptet er sich, trotzdem er die natürliche Sinnlosigkeit der Welt und ihre Ungerechtigkeit erfahren hat, unter Ablehnung jedweder dinglichen Neusetzung (Kirche, neue Gesellschaft und dgl.) kraft eines eigentümlichen potentiellen in ihm selbst liegenden Vermögens, das mit der Liebe in Berührung gekommen ist. Zu diesem Typus gehört ohne Zweifel Johan Bojer.

*) Die Lofotfischer, 372 S. 7 M. Der große Hunger. 278 S. 7 M. Der Mann mit den Masken. 230 S. 6 M. Dyrendal. 339 S. 7 M. Die Macht der Lüge. 244 S. 4.40 M. Alle, gebunden, in München, C. H. Beck.

In seinem äußeren Leben zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft mit Strindberg. Auch Bojer ist der „Sohn einer Magd". Von seinen Eltern hören wir nichts, er ist bei einer Häuslerfrau in Kost gegeben; in Eis und Schnee fährt er als Fischerknabe mit den Lofotfischern hinaus, den Kabeljau zu fangen, zu einer Arbeit, die Jeden oft genug an den Rand des Lebens bringt; dann wieder ist er Hirtenknabe, bis er als Fünfzehnjähriger über die Bibel und einige Zeitungen gerät und beginnt, Gedichte niederzuschreiben und sich mit Bäumen und Blumen zu unterhalten. Er geht in die Stadt, bringt es bis zum Sergeanten, lernt nebenbei Englisch, studiert die europäische Literatur und bildet sich zum „Dichter" aus. Dann ist er nach dem Besuch eines Handelskursus wieder Lofotfischer, Fischereikommissar, vertreibt Nähmaschinen und landet schließlich wieder auf dem Kontorschemel. Doch die Unruhe des „aus dem Volk" packt ihn von Neuem. Er fährt fast mittellos nach Paris, wandert von dort nach Amsterdam und segelt im offenen Boot nach den Nordlanden zurück. Dort arbeitet er hart an einem Roman, der ihn mit einem Schlag berühmt macht, kann es wagen, die Tochter eines Obersten zu heiraten, vervollständigt seine Bildung acht Jahre lang in Deutschland, Italien und England, und wird seit 1915 in seiner Heimat wieder seßhaft, nunmehr ausschließlich seiner dichterischen Produktion lebend.

Daß wir es also bei Bojer mit einem Autodidakten zu tun haben, dem der Aufstieg glückte, ist von mancherlei Bedeutung.

Zuerst einmal ist eine bestimmte Körnigkeit der Naturschilderung gewahrt. Das heißt, Bojer löst das Naturerlebnis nicht in sublime Mystik auf, sondern schildert nüchtern und sachlich, aber deshalb gerade mit wundervoll plastischer Kraft die bezaubernde Natur des nordischen Berglandes, mit seinen Fjorden und seiner durchsichtig gläsernen Luft. Man darf sich ohne Mißtrauen diesen Naturschilderungen hingeben, ohne die heimliche Furcht, die Natur plötzlich in einem dichten Nebel verschwinden zu sehen, aus dem dann die Gottheit in höchsteigener Person emportaucht. Bei ihm ist die Freude an der Natur vielmehr die Lust an der „Schöpfung", ohne daß freilich der Schöpfergott sichtbar in Erscheinung träte. Wie der Landmann hinter der Natur keine sublimen Geheimnisse wittert, sondern sich „nur" herzhaft freut an dem blühenden Korn, über das der Wind fährt. Meisterhaft, wie in den „Lofotfischern" Wind und Wellen, Boot, Fisch und Mensch zu einem Ganzen, einer Gemeinschaft, einem Leib verbunden sind, wie der Kampf draußen um Leben und Tod mit Wind und Wellen, der Riesenfang von Lachs und Kabeljau, das Leben und Treiben auf einsamer Winterstation gezeichnet sind.

Zuzweit ist mit Bojers Herkunft ein klares und natürliches psychologisches Vermögen verbunden. Wie er seine heimatliche Natur zwingend gestaltet, so auch ihre Bewohner, die Fischer und Bauern. Auch das geschieht ohne Komplizierung des psychologischen Gegenstandes, ohne Übertreibung und Verklärung, sondern mit der Sachlichkeit, die vor allem der Mann aus dem Volk aufbringen kann. Man kennt den Nordländer als guten Psychologen; Bojer aber ist darüber hinaus mit einem besonderen Charisma begabt. Solche Gestalten wie die Fischer in den „Lofotfischern" sind geradezu adäquat wiedergegeben; Gute und Schlechte, Abenteurer und Familienväter, Trunkenbolde und Nüchterne, Jude, Pastor, Missionar, Fischer — Alles ist in die Atmosphäre des Fischfangs eingegangen und atmet den Geruch von Fett und Fischkörpern, Tran und Segelzeug. Eine besondere Leistung stellt die Schilderung des einen Fischers in eben genanntem Roman dar. Er wird krank, liegt, von Heimat und Frau und Kind getrennt, in der engen Kabine des Fahrzeugs, verlangt nach dem heiligen Abendmahl, das ihm, da der Pfarrer unerreichbar, der würdigste seiner Gefährten

reicht. Wie ist diese Szene gemalt: die Todesangst des Kranken, der vor der Ausfahrt das Abendmahl verschmähte, statt dessen die Frau prügelte, seine Sündenqual, und die innere Vorbereitung des Würdigsten zu dieser feierlichen Handlung! Nun, man muß selber lesen.

Doch das alles rechtfertigt nicht, weshalb sich gerade die CW mit diesem Dichter beschäftigt. Es muß noch etwas Anderes sein, das unser besonderes Interesse beansprucht. Was ist das?

2. Die Kultur

Man kann bei einem Autodidakten wie Bojer, der sogar als Weltmann ab und zu in den verlassenen, einsamen Fjordwinkel seiner Jugend heimkehrt und in seine primitive Kindheit hinabtaucht, ein besonders feines Empfinden für Kultur und Zivilisation beobachten. Nicht nur, daß der Dichter, wenn er auf Besuch heimkehrt, für einige Tage sentimentale Erinnerungsfeste feiert, nein für ihn wird jene Berührung mit der primitiven Welt zu immer erneutem Anlaß, sich mit der Frage nach Kultur und Zivilisation zu befassen. Davon reden alle seine Romane, der eine mehr, der andere minder deutlich. Hier ist es der demokratische Politiker, der für einige Tage auf Besuch kommt, dort der Erfinder und Ingenieur — aber Alle werden vor dieser Heimat, ihrem Mutterboden zu Bettlern, wenn nicht gar zum Popanz.

Eine scharfe Kulturkritik wird hier geübt, die um so echter und glaubhafter erscheint, da sie von einem Mann „aus dem Volk" selbst kommt. So wird in der „Macht der Lüge" die fundamentale Kraft der Lüge aufgedeckt, durch die sich die Gesellschaft konstituiert. Der Großbauer Norby steht für eine von ihm geleistete Bürgschaft nicht ein, erklärt gar seine Unterschrift für gefälscht, um seinem mächtigsten bäuerlichen Rivalen keinen Anlaß zum Spott zu geben; und die Lüge gewinnt eine solche Macht über ihn, daß er zum Schluß seine Lüge für Wahrheit und sich für einen Unschuldigen hält, dessen Unterschrift gefälscht ist. Natürlich glaubt man ihm, und nicht dem Bankerotteur — der wandert ins Gefängnis, während man dem Bauern Ovationen bringt, bei denen die geistliche Rede des Pastors nicht fehlen darf. Grausig reißt der Roman ab:

> Als Norby endlich zu Bett lag, faltete er die Hände und sprach einige Gesangbuchverse. Er fühlte sich Gott so nahe. Die Achtung und Teilnahme der ganzen Gemeinde gaben ihm ein so strahlendes gutes Gewissen. Und er mußte Gott für alles danken. „Nur Eines kann ich nicht begreifen", dachte er dann, „daß solche Leute wie Wangen (der Bankerotteur) sich mit dem ruhigsten Gewissen vor Gericht hinstellen können und lügen. Gott helfe den Menschen, die nicht mehr Gewissen haben."

Der Roman „Der große Hunger" kreist um die Frage nach Sinn und Bedeutung von Technik und Industrie. Per Holm, uneheliches Kind, setzt sich durch (auch hier das Motiv des Aufstiegs), wird Erfinder, schwerreich, aber geht in seine friedumhegte Heimat des Nordens zurück. Weshalb?:

> Ein Fellah kann die ganze Nacht vor seiner Hütte sitzen, zu den Sternen aufsehen und träumen. Ein Großkaufmann aus Wien aber diktiert Geschäftsbriefe im Auto, wenn er ins Theater fährt, und im Parkett schreibt er Telegramme. Eines schönen Tages wird er in seiner Loge sitzen mit dem Geschäftstelephon vor dem einen Ohr, während er mit dem andern die Oper hört. Das haben wir den technischen Wundern zu verdanken. Die Maschine ertötet mehr und mehr von dem, was wir das Göttliche in uns nennen, sie tötet auch die Ewigkeitssehnsucht in uns.

Doch — und das scheint mir das Ehrliche an diesem Roman zu sein — Per Holm hält es in seinem Paradies nicht aus, er verfällt von Neuem den Versuchungen der Technik, übernimmt sich dabei, und endet als Schlosser. Auch das ein Beitrag zum Thema: Kultur und Technik.

So kann man alle Romane durchgehen.

3. Der Mensch

Aber selbst diese scharfe Kulturkritik rechtfertigt noch nicht hinlänglich, weshalb wir Theologen allen Grund haben, uns mit Bojer zu beschäftigen. Denn anderswo (z. B. bei Ibsen) ist diese Kulturkritik noch grundsätzlicher geübt worden.

Sie ist bei Bojer nur ein Ausschnitt aus seinem Lebensproblem, der Frage nach der Ermöglichung eines obersten, die menschliche Existenz begründenden Prinzips. Denn daß jene Kulturkritik, wenn sie sich flüchtet in das ländliche Idyll von Gestern mit Sternenhimmel und Blütenträumen, eine haltlose und sentimentale Romantik ist, Vogelstraußpolitik, das hat auch Bojer gesehen — denn sonst wäre Per Holm nicht, im Besitz von Weib und Kind und ansehnlichem Vermögen den Himmel träumend, erneut vom Erfindungstrieb gepackt und in schwerste Krisen geführt worden.

Wo liegt nun der eigentliche Hebelpunkt seines Denkens? Wir erinnern uns des Bauern Norby, der, in Lüge rettungslos verstrickt, nicht mehr zwischen Wahr und Falsch, Echt und Unecht zu scheiden vermag, dem die Lüge bis ans Mark geht und der dann schließlich die lügnerische, überzogene Maske für sein ursprüngliches, echtes Gesicht hält. Aber noch erschütternder wird das Problem der Maskierung in dem Roman „Der Mann mit den Masken" gestellt, der zugleich — man darf das wohl sagen — das Selbstbekenntnis Bojers ist. Hier liegt das eigentliche Lebensproblem Bojers. Alle Masken trägt dieser „Mann mit den Masken", der Andreas: Kommis, Kaufmann ohne einen Heller Kapital, der seine erschwindelten Waren verschleudert und verschenkt, dann hinter schwedischen Gardinen, Bauersknecht, Buchhalter, Schauspieler, Defraudant, Missionar, Agronom, Kopist eines zitterigen Bankboten, wobei er viel Geld erzittert, Bonvivant und Handelsreisender, Pastor (die Gemeinde erwartet gerade ihren neuen, und den spielt Andreas acht Tage bis zum Eintreffen des richtigen), dann verlobt bis kurz vor der Hochzeit, wieder Knecht, Pfandleiher, zugleich sehr rühriger politischer Agitator — das alles ist seine Maske, oder auch, ist er selbst, da er selbst sonst nichts ist. Man hat gesagt: der Casanova des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber Bojer schrieb hier nicht nur ein psychologisches Meisterwerk, sondern zugleich die große Reinigung und Klärung seines Wesens selbst. Und nicht nur seines zufälligen, durch mannigfaltige Motive eben so divergent gewordenen Wesens, sondern des modernen Menschen schlechthin. Placet experiri — dies Wort des „Zauberbergs", des Ausdrucks unserer gegenwärtigen geistigen Situation, wird hier grundsätzlich zum Leitmotiv eines Romans erhoben. Denn der sinnlos zerspaltene, in tausend Atome zerrissene Mensch kann sich selbst nicht mehr zur Raison rufen, erst recht nicht mit Hilfe dieser „Kultur". Vor dem Krieg wäre dieser Autodidakt vielleicht mit fliegenden Fahnen übergegangen zur Kultur, hätte sich aufgebaut zur wohlsituierten, gepflegten Persönlichkeit — nach dem Krieg aber ist ihm dieser Ernst nicht mehr möglich; man kann die brüchig gewordene Kultur und den Menschen in diesem optimistischen Sinn nicht mehr ernst nehmen. Es gibt halt so viel „Wahrheiten", wie Bojer auch an einer Stelle sagt, zuviel Wahrheiten, ein ganzes Pantheon, so daß der Mensch diese eindeutige Entscheidung nicht mehr so leicht bewältigt. — Gewiß, wie gern sähe auch Bojer den Aufbau einer neuen Welt, aber es geht nicht. Man kann nur niederreißen. Freilich — die Hauptakteure seiner Romane steigen empor zu geachteten Stellungen, aber sie glauben selbst nicht an deren innern, würdevollen Wert: diese Stellungen sind leer, ausgehöhlt, nicht mehr Ausdruck der gefestigten Persönlichkeiten, die sie bekleiden, und so ergibt sich in jedem Bojerschen Roman das groteske Schauspiel, daß, je höher die Stellung, um so haltloser und lächerlicher auch der Mensch ist, der sie ausfüllt. Ob es Lars ist, der als armer Fischerssohn angefangen hat und nach Jahrzehnten beim Besuch seines Heimatdorfes sagt: „Sich an einer Stelle vorwärtsarbeiten heißt an einer andern verzichten. So ist es, und daran läßt sich nichts ändern" — oder der uneheliche Häuslers-

sohn, der über Millionen verfügt und schließlich doch als Schmied endet, ob der Kleinbauer, der das Erbe eines Obersten antritt, zum geachteten Grundbesitzer wird und doch ohne leibliche Kinder bleibt, das heißt also symbolisch dokumentiert, daß er ohnmächtig ist, sich zu vererben, und zu guterletzt auf dem Altenteil verkümmert, alt und häßlich wird, indes sein angenommener Sohn, hoffärtig und seinem Adoptivvater fremd, das Erbe übernimmt, oder der sich selbst betrügende Betrüger, dem die lügnerische Maske so dicht auf das Gesicht wächst, daß er nicht den Hohn merkt, mit dem er sich selbst übergießt: „Gott helfe den Menschen, die nicht mehr Gewissen haben" — es ist doch immer dasselbe: allüberall ist Abbruch, Erkenntnis der Ohnmacht der Kultur, des Menschen, aus sich selbst heraus eine feste Welt aufzubauen. So kann man Bojer zu den großen kulturkritischen skeptischen Demaskierern rechnen, die mit der Demaskierung der Gesellschaft sich selbst zugleich mit demaskieren. Denn darin scheint mir der grundlegende Unterschied zu liegen zwischen ihm und der Gesellschaftskritik des aufgeklärten Liberalismus, wie sie in Ibsen ihren Ausdruck fand: Bojer hat erkannt, daß es keine isolierte Gesellschaftskritik gibt, die nicht auch immer eine vorhergehende Kritik der eigenen Haltung bedeutet. Das heißt aber letztlich, daß diese Kritik eine religiöse Angelegenheit ist, in der der Mensch — und nicht mehr die Gesellschaft — im Mittelpunkt steht.

Diese radikale Kritik wird nicht beeinträchtigt durch die Liebe, mit der Bojer Natur und Mensch umhegt. Es ist nicht die Liebe einer vorzeitigen Verklärung und Verherrlichung, sondern eine Liebe, die Grundlage jeder echten Gemeinschaft ist. Wenn Bojer z. B. in den Lofotfischern mit dieser rührenden Hingabe das Lied des Fischers singt und zur erschütternden Darstellung bringt, ihren Kampf mit den Elementen und den Tod des einen Fischers, der nach dem heiligen Abendmahl verlangt und es vom würdigsten seiner Gefährten erhält, dann tut er es sicherlich nicht, um diese Menschen zu verklären und auf sie mit großer Gebärde hinzuweisen: „Wenn ihr nicht werdet wie diese", sondern es geschieht, weil er in ihnen den armen, bedrückten, betrogenen Menschen wiederfindet, der arm zum Fang ausgezogen ist und ebenso arm wieder heimkehrt: „Wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts herausbringen."

Doch damit kommen wir auf ein Letztes.

4. Die Liebe

Es könnte so scheinen, als ende Bojers Verkündigung in furchtbarem, skeptischem Zusammenbruch. Freilich, so ist es, sieht man in ihm nur den Gesellschaftskritiker. Aber es hieß Eingangs: es kommt ihm auf den Menschen an, auf seinen Aufbau. Gibt uns nun der Dichter keinen Wink, nicht einmal die schüchterne Andeutung eines Weges?

An zwei Stellen versucht es Bojer, im „Großen Hunger" und in seinem letzten, viel vorsichtigeren Werk, dem „Mann mit den Masken".

Wir sahen: Ausgangspunkt und Hebel seiner Fragen ist die Tatsache der Entwurzeltheit des Menschen. In jedem Einzelnen sind viele Personen durcheinander gemengt; Aufgabe aber ist die Reinigung und Klärung. Dazu hilft das Leid:

> Jedes große Leid führt uns weiter und weiter zum Vorgebirge des Lebens hinaus. ... Ein gleichgültiges Weltgesetz hat uns in ein Leben geschleudert, über das wir selbst nicht gebieten, wir werden von Unrecht und Krankheit und Sorgen, von Feuer und Blut verheert. Sogar der Glückselige muß sterben, in seinem eignen Haus ist er nur zu Besuch. Und dennoch. ...

Denn das Leid zwingt uns, immer tiefer in uns selbst hineinzugehen. Und es tritt das Seltsame ein. Eine Maske nach der andern löst sich ab vom Grund unseres eigentlichen Wesenskerns, des „tiefsten Bodensatzes", der dem Menschen doch bleibt:

> Ich selbst war geblieben. ... Ein kleiner, unauslöschlicher Funke in mir, der von selbst zu leuchten begann.

Wen also die Sinnlosigkeit alles äußeren Geschehens so erschüttert, dem gehen in letzter Minute doch die Augen auf und er erkennt den „pompösen Menschengeist", der Sinn schafft, wo Sinnlosigkeit war, der göttlicher ist als Gott selbst, der „das Göttliche im Himmel und auf Erden selbst schaffen muß". Also ist doch nicht der ganze Mensch entwurzelt, demaskiert, sondern in seinem tiefsten Innern ist ein kleiner zwar, aber unveräußerlicher Kern, der den Menschen rettet?

In seinem letzten Werk, dem „Mann mit den Masken", ist Bojer vorsichtiger. Die Irrfahrten des Mannes sind zu Ende. Er kehrt heim zu seiner alten Verlobten, die er hintergangen hatte. Aber nicht, weil er anders ward:

> Nein, ich bin nicht gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten, und auch nicht, um Buße und Besserung zu geloben. Und trotzdem stehe ich da. ...
>
> Und wie er so dasteht, leuchtet drinnen ein Licht auf, der Vorhang wird zur Seite geschoben, und ein Gesicht nähert sich der Scheibe.
>
> „Wer ist da?", fragte eine bekannte Stimme.
>
> „Ich bin es", antwortet er endlich und kommt langsam näher.

Damit schließt der ganze Roman. Von dem letzten, unverlierbaren Bodensatz des Menschen ist hier nicht mehr die Rede. Der Mann gelobt auch keine Besserung, bittet nicht um Verzeihung. Sondern bekennt nur: „Ich bin es!" Das Ich mit all seinen Masken, auch mit seinem göttlichen Bodensatz, der böse und gute, kurzum der ganze Mensch, wie er leibt und lebt, an dem nichts abgestrichen ist. Und dieses Ich tastet sich in Wintersnacht durch Eis und Schnee hin zu dem einsamen Haus, wo die verlassene Verlobte wohnt, und findet Ruhe bei ihr.

Und nun das Entscheidende: Mag vielleicht auch eine gewisse Unstimmigkeit zwischen beiden Romanen bestehen (wobei nur zu beachten ist, daß von dem göttlichen Bodensatz in seinem letzten Werk nichts mehr steht), wichtiger ist doch ihr Gemeinsames. Denn wie kommt es zu dieser Lösung?

Sollte der Mensch, wenn er nur tief genug in das Gewühl seines Herzens hineinschaut und den göttlichen Bodensatz durchschimmern sieht, von seinen Masken erlöst werden? Nein, so ist es selbst im „Großen Hunger" nicht. Es muß Etwas hinzutreten: die Liebe. Und Liebe hier nicht als natürliche Schicksalsgemeinschaft gleich haltloser Kreaturen, nicht nur ein blutleeres Miteinanderleiden, obwohl dies auch. Aber sie ist mehr, nämlich das Wort, das Tote lebendig macht, Getrenntes zusammenfügt, einen festen Mittelpunkt im Menschen schafft, der diesen Halt gibt. Sie erlöst den Mann mit den Masken, das heißt den Menschen schlechthin. Es ist hier nebensächlich, ob die Masken realiter schwinden, sterben, oder ob sie noch weiter da sind. Sie haben doch ihre Kraft verloren. „Unglück kann dich niederdrücken, Tod dich auslöschen, und dennoch bist du unüberwindlich, und ewig." Es ist keine Liebe, die wieder etwas gut macht, das Schema contritio, confessio, satisfactio als zeitliche Aufeinanderfolge ist umgebogen zu der Gleichzeitigkeit von Bekenntnis und Liebe. Ganz zu schweigen etwa davon, daß man um Christi willen, oder weil es in der Bibel steht, liebt. Die Liebe ist nicht ein Fremdkörper, der von außen hinzutritt, und doch ist sie mehr als natürliches Wehleiden, und wird als ein Hinzutretendes empfunden.

Sehr eindrücklich beschreibt Bojer diese Erlösung: Per Holm, einst Millionär, zum Schmied hinabgesunken, verliert sein geliebtes Kind durch den Biß des Hundes seines Dorfkonkurrenten, des haßerfüllten, widrigen Gelbgießers. Das Dorf boykottiert darauf den Gelbgießer, der kein Korn zur Aussaat erhält. Der unglückliche Vater Per Holm aber nimmt sein eigenes spärliches Korn, geht nachts auf den Acker seines Feindes und sät Korn:

> Ich nahm einen Korb voll Korn, stieg über den Zaun zum Nachbarn und begann zu säen. Beim Gelbgießer schlief alles,

den Hund hatte der Lehnsmann erschossen, Mann und Frau lagen gewiß und träumten von Feinden, die ihnen übelwollten. Lieber Freund, was soll ich hinzufügen? Einer verschenkt ein Königreich, und es kostet ihn nichts, und ein Anderer opfert eine Handvoll Korn, die nicht nur Alles ist, was er besitzt, sondern ihn eine Welt von Gemütsbewegungen und Kämpfen gekostet hat, bis er diese Form von Gebefreudigkeit in seiner Seele erreicht hat. Ich tat es nicht um Christi willen, und weil wir unsere Feinde lieben sollen, nein ich stand auf meinen Ruinen und fühlte eine unendliche Verantwortung. ... Ach, du hättest diesen Augenblick erleben sollen. Es war, als ob die Luft um mich herum von Stimmen zu leben begann. Es war, als ob die Unglücklichen, die ich gesehen und gekannt hatte, sich mir anschlossen; es wurden mehr und mehr; die Toten reihten sich an, eine ganze Heerschar aus fernen und immer ferneren Landen. Schwester Louise war dabei, sie spielte ihren Psalm und vereinigte alle Stimmen zu einem Chor, dem Chor der Lebenden und Toten, dem Chor der Menschheit. Siehe, hier sind wir alle, deine Brüder und Schwestern. Dein Schicksal ist unser Schicksal. ... So wunderbar bist du, o Menschengeist. So göttlich bist du in deinem eigensten Wesen. Tod erntest du und säest den Traum deines ewigen Lebens. Als Vergeltung für dein Unglück bevölkerst du das Universum mit einem alliebenden Gott. Wir alle, die wir jetzt Staub sind, haben ihn mitgeschaffen, wir, die wir als verlöschte Flammen ins Dunkel sanken — wir weinten, wir jubelten, wir fühlten Lust und Grausen, aber jeder von uns trug seinen Strahl zu dem mächtigen Lichtmeer bei — vom Neger, der den ersten Grabstein errichtete, bis zu den Genies, die die himmelstrebenden Tempelsäulen aufbauten. Wir alle hatten unsern Anteil daran, von der armen Mutter, die über einer Wiege betete, bis zu den Heerscharen, die ihre Lobgesänge zu dem ungeheuren Raum emporsandten.

Damit sei es genug. Man lese selbst und lasse sich durch den Vorwurf theologisierenden, dilettantischen Literatentums nicht von der Frage abschrecken, ob nicht Bojers Verkündigung uns, die wir uns um die Bedeutung des Christentums für die Gegenwart mühen, Einiges zu sagen hat.

Hartford, Conn. Hans Schimmelpfeng

Bücher und Schriften

für den Weihnachtstisch

Aus Gesprächen mit Martina. Von Anna Schieber. Augsburg, Bärenreiter-Verlag 1926. 120 S. 3, geb. 4 M.

Schnell vor Toresschluß noch ein dringender Hinweis auf dieses Buch, mit dem man Vielen mehr als Weihnachtsfreude bereiten kann. Ein Hinweis nach einem einzigen Durchlesen ist gerade hier gewagt; denn es ist kein Buch zum Durchblättern, sondern zum Mitleben. Weiß uns doch die Dichterin dergestalt Kleines und Großes, Alltägliches und Ewiges ineinander zu verweben, daß sie uns zwingt mit ihren Augen zu sehen.

Es sind Bruchstücke aus Gesprächen, Tagebuchblättern und Briefen; alles mit kräftig angedeuteten Personen und Begebenheiten, so daß man immer die Empfindung hat mit Wirklichem zu tun zu haben; und dieses dürfte auch in vielen Fällen dahinter stehen. Aber die Alltagswirklichkeit wird überall transparent für eine höhere: die Dichterin lupft überall mit leiser Hand die Hülle, und Etwas von einer andern Welt strahlt herein. Daß es keine großen und wunderbaren, daß es gerade kleine und alltägliche Dinge sind, macht den Reiz der schlichten Stücke aus. Bald schaut so aus dem verborgenen Hintergrund der Welt etwas von wirklichem Reichtum, bald von leisen Aufforderungen zur Güte, bald von Möglichkeiten zu echtem Leben heraus. Immer aber ist es das unbedingte Vertrauen in die verborgene große Güte und Zuverlässigkeit dessen, das dahinter ist. Und das ist nun die kennzeichnende Note des Büchleins: dieses Vertrauen ist ganz blind und stumm: mit Leidenschaft wird alles törichte menschliche Wissenwollen und Grübeln abgelehnt. Das Wortemachen und Systemebauen hat die Menschen des Organs beraubt, das hier allein zuständig ist, des feinen Gespüres für jene Welt, das keiner Namen bedarf und sich ängstlich davor hütet, Namen zu Gesetzen zu machen. Wir sehen nur in Symbolen, nur ein ganz klein wenig; wie die Kinder an den Silberfäden im Haar der Mutter auf die im verschlossenen Zimmer verborgene Weihnachtsherrlichkeit schließen. Welch einen Dienst bedeutet dieses Buch für alle, denen eine begriffsmäßige Gotteswelt versunken ist und die doch die Sehnsucht nach dem ganz Andern nicht loswerden! Welche Hilfe für die, die Fragen nach Ewigkeit, Wundern, Jesus, Christus, Lebenssinn, Auferstehung in sich brennen fühlen und sich unbefriedigt von den Künsten der Theologen einem wahrhaftigen und natürlichen Menschen anvertrauen wollen, der alles unter die Goethesche Losung stellt: „Und es ist nichts wahr als was einfältig ist!" *)

Friedrich Niebergall

*) Gleichzeitig erschien eine neue Auflage des feinen Büchleins der Verfasserin: **Vom Innesein.** Elf Erzählungen. Im selben Verlag. 4.—8. Tausend. 71 S. 1.30, geb. 2 M.

Das verborgene Leben mit Christo in Gott. Von Johann von Bernieres-Louvigni. Stuttgart, Steinkopf 1925[17]. 240 S. Geb. 1.60 und 2.20 M.

„O wer doch gar wär ertrunken in der Gottheit Ungrundsee, damit wär er ganz entsunken allem Kummer, Angst und Weh." Diese starken Tersteegenschen Verse kennzeichnen die gottinnige Gottseligkeit des französischen Mystikers des 17. Jahrhunderts, der aus der Schule der Teresa de Jesu und des Johann vom Kreuze stammt. Poiret empfahl ihn Tersteegen, der gab ihn gerade vor 200 Jahren heraus, mit Liedern geschmückt. Die vier Stücke des mystischen Andachtsbuches, das hier schon die 17. Auflage erlebt, sind: Von der Gegenwart Gottes und Überlassung an seine Vorsehung, Von der in- und auswendigen Gleichförmigkeit wahrer Christen mit Jesu Christo in allen Ständen seines Lebens, Von der Innigkeit, Von der heiligen Kommunion. Dem angefügt ist eine Blumenlese von 124 Blüten aus dem Garten des Mystikers, und zehn Lieder Tersteegens schließen das Andachtsbuch ab. Die stillen Seelen im Lande haben allezeit gern Frieden und Wärme aus diesem unvergänglichen Herzensbüchlein geschöpft, und während die französischen Politiker ihr Spiel treiben, beten unsere stillen Frommen die innigen Gedanken dieses ehemaligen französischen Staatsbeamten, ein höheres Reich des Friedens aufrichtend.

Karl Josef Friedrich

Das Susobuch. Eine Auswahl aus den deutschen Schriften des Mystikers. Herausgegeben von Wilhelm v. Scholz. Stuttgart, Walter Häbecke Verlag. 234 S. Geb. 4.50 und 5.50 M.

Die Ausgabe will volkstümlich sein und den „Minnesänger" unter den Mystikern uns Gegenwärtigen nahebringen. Die Auswahl aus Susos Schriften ist auch geschickt unter diesem Gesichtspunkt erfolgt. Mit Recht wird „Susos Leben von ihm selbst erzählt" („Exemplar" 1. Buch) der weiteste Raum zugebilligt. S. 72—198. Die Mitteilungen aus dem Büchlein „der ewigen Weisheit" und „der Wahrheit" und dem „Briefbüchlein" erfreuen durch weise Knappheit. — Warum mußte aber mit mehr als 60 Seiten die Einleitung von Joseph Görres zur Suso-Ausgabe von 1829 vorausgeschickt werden? Kann Suso nicht aus sich selbst wirken? Warum ist dem Text noch die Diepenbrockse Übersetzung von 1829 zu Grunde gelegt und nicht eine wirklich hochdeutsche Gestaltung wie die von W. Lehmann im Verlag von Eugen Diederichs?

Rudolf Klee

Das Religiöse in der neuesten lyrischen Dichtung. Von Lic. W. Knevels. (Aus der Welt der Religion. Praktisch-theologische Reihe, Heft 5.) Gießen, Alfred Töpelmann 1927. 94 S. 2.70, geb. 4 M.

Man kann nicht sagen, daß man die vielfach neu erscheinenden Sammlungen religiöser Lyrik mit ungemischter Freude durchläse. Dieses Büchlein macht eine erfreuliche Ausnahme. Hier hat ein Theologe, der offenbar seinen Stoff ganz und gar beherrscht, auf 88 Seiten eine Auswahl der neuesten Lyrik von etwa 90 Dichtern gegeben oder sie doch in einem knappen Zitat charakterisiert. Der Theologe Knevels hat diese Fülle in 5 Abschnitten untergebracht, die die Stellung des Menschen zu Gott, Welt, Natur, seine Sünde und sein Schicksal, seine Zweifel und seinen in religiösen Erlebnissen durchbrechenden Glauben zum Ausdruck bringen. Der literarische Kenner setzt uns nicht allzu Bekanntes vor, wie das vielfach bei Anthologien der Fall ist, sondern fast durchweg auch dem Gebildeten selten zu Gesicht Kommendes, weil in zahlreichen Werken Verstreutes. Es wäre ungerecht, aus der Fülle des Guten nur Einiges hervorzuheben. Man lese selbst und lese wiederholt, um mit Freude inne zu werden, welch ernste und aufrüttelnde, aber auch welch feine und zarte religiöse Gedanken es bei größtenteils nicht „spezifisch christlichen" Dichtern gibt, die zugleich in vollendete Formen gegossen sind, während die christlichen Dichter im engeren Sinne, wie Knevels hervorhebt, heute darin versagen. Und man kann sich mit Recht freuen darüber; denn es steht um die Sache der Religion nicht schlecht, solange Männer aller Volksschichten und aus verschiedenster geistiger Einstellung uns solche Dichtungen schenken, die unauffälliger, aber vielleicht desto wirksamer in breitere Kreise dringen und sie im Gewande der Dichtung auf die tiefsten Lebensfragen hinweisen. Dies Buch ist das beste Weihnachtsgeschenk für die religiösen Volksbildner wie für alle ernsthaft interessierten Laien.

Erich Fascher

Kairos. Zur Geisteslage und Geisteswendung. Herausgegeben von Paul Tillich. Darmstadt, Otto Reichl Verlag 1926. 481 S. 15 M.

Das Wort Kairos soll Symbol sein für eine Richtung geisteswissenschaftlicher, insonderheit philosophischer und theologischer Arbeit, die ihren Antrieb der geschichtsbewußt durchlebten gegenwärtigen Geisteslage und Geisteswendung entnimmt. Unter diesem Symbol und übrigens ohne Rücksicht auf konfessionelle und parteipolitische Bindung sammelt Paul Tillich Mitarbeiter, die mit dem „Historismus" nicht tabula rasa machen wie die Barthsche Schule, sondern ihn durch verstehende Weiterbildung überwinden. „Unsere Auffassung ist historisch-dynamisch". Begreiflicherweise läßt sich über die „Geisteslage" bedeutend mehr sagen als über die „Geisteswendung". Denn die letztere, aus der ersteren her verstanden, ist eben Kairos, zeiterfüllendes Schicksal. Und das läßt sich weder machen noch berechnen. Der Kairos hat nur Vorzeichen und lebt in der Antizipation des Glaubens. Legt man

einen strengen Maßstab an, so dürfte man doch fragen, ob alle hier vereinigten Aufsätze berechtigt sind. Nur allzu kurz handelt Wilhelm Loew über „Idealität und Realität". Nur allzu umständlich rückt Theodor Siegfried dem Problem „Phänomenologie und Geschichte" zu Leibe, läßt den Leser aber aufhorchen in dem schönen dritten Abschnitt über den Begriff der historischen Gestalt. Heinrich Frick müht sich erfolgreich, den „katholisch-protestantischen Zwiespalt" als „religionsgeschichtliches Urphänomen" aufzuweisen. Wortreich, redselig, zuweilen bramarbasierend ist Nikolaus Berdjajews Beitrag über „Die russische religiöse Idee". (Sein Buch über Dostojewski ist viel besser!) Dürftig ist auch der Kairos-Ertrag in Karl Mennickes Aufsatz über „Das Sozialpädagogische Problem in der gegenwärtigen Gesellschaft". (Wie lange wird man noch mit der seit langem zerfallenden „Jugendbewegung" geelendet?) Elegant und lehrreich der kleine Beitrag Eduard Heimanns über „Sozialismus und Sozialpolitik". Das stärkste Kairos-Bewußtsein offenbaren der feinsinnige und gediegene Walter Riezler („Die Baukunst am Scheidewege") und der Herausgeber Paul Tillich selbst in seinen beiden Aufsätzen: „Ideen zur Geisteslage der Gegenwart" und „Kairos und Logos, Eine Untersuchung zur Metaphysik des Erkennens". Tillich wie immer: ideenreich, geistvoll, tiefsinnig und — abstrakt.

Trotz aller nicht wegleugbaren Mängel ein lohnendes und charaktervolles Buch. Kurt Leese

Ehre sei Gott in der Höhe. Weihnachtsansprachen. Herausgegeben von A. Bertsch, Pfarrer a. D. in Ludwigsburg. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1926. 196 S. 2.80 M.

Es wäre ein dürftiger Pfarrer, dem bei der Weihnachts-predigt nicht das Herz von selbst aufginge. Aber die mancherlei Weihnachtsansprachen, die nebenher gehen, ermüden in ihrer Menge und alljährlichen Wiederkehr und lassen auch den geistbegabten Prediger Anregung durch Andere dankbar hinnehmen. Ob er sie in dem vorliegenden dritten Band der Kasualreden-Sammlung „Aus Gottes Brünnlein" finden wird? Ich war beim Durchlesen erschrocken und betrübt; das Wasser, das diese Brünnlein von sich geben, ist im allgemeinen dürftig und konventionell, und verarbeitet die „große Freude" nicht sonderlich genug. Die meisten dieser Ansprachen, ach ja, sie stimmen korrekt zu Gottes Wort und dem objektiven Heilsgut; aber der jubelnde Widerhall des eignen Herzens fehlt. Doch, etliche sind prächtig originell, z. B. die Ansprache über die mancherlei Christbäume, S. 27 ff., die im Christlichen Verein junger Männer, S. 54 ff., und die Krankenhausansprache über die Lichter am Christbaume, S. 177 ff. So möchte ichs auch können! Johannes Kübel

---

Biblische Bilder. Von Ernst Kreidolf. Erlenbach-Zürich, Rotapfelverlag 1924. 11 S. Text, 12 farbige Tafeln. Geb. 15 M.

Wer von Kreidolfs Blumenbüchern zu den biblischen Bildern kommt, den muten sie zuerst sehr vertraut an. Die Gesichter, die Haltung, die Bewegungen, das sind ja die der Blumengeschöpfe aus den andern Büchern. Und wer die Blumenbücher nicht kennt, aber die üblichen Gestalten frommer Bilder im Gemüt trägt, ist zuerst verblüfft und vielleicht zurückgestoßen. Ich für meine Person liebe Kreidolf so sehr, daß es mir nicht schwer ist, sofort den Weg ins Innerste zu finden; und was mich an diesen Bildern entzückt, ist die Kindlichkeit, die die Unschuld der Blumen und die Heiterkeit des Sonnenstrahls hat. Dies kommt so recht in dem Bild „Jesus und die Kinder" zum Ausdruck. Innig ist die Geburt Christi, blühend tief in der Farbe, der Ausdruck der Könige wundervoll charakterisiert — Mystiker, die der inneren Stimme folgten und zu dem Gott im Kindlein kamen.

In einem Aufsatz über den Künstler in diesem Blatt nannte ich seine Blumenbücher fromm. Diesen Eindruck vertiefen und verdeutlichen die Biblischen Bilder. Zwei Blätter, „Christus als Gast" und „Christus ißt mit den Sündern" haben ein ähnliches Motiv und sind doch weltenweit verschieden. Das eine eine innige Familienszene, das andere tiefste Tragik der Menschheit. Herrlich, in mystisch violetter Farbengebung sind die „Klugen und Törichten Jungfrauen". Christus selbst ist auf jedem Bild wieder anders. Tastet der Künstler nach dem endgültigen Ausdruck? Nicht auf allen scheint er mir gleich wert. Doch bin ich Kreidolf gegenüber bescheiden genug anzunehmen, daß der Fehler an mir liegt, wenn mir einmal der Zugang zu einer seiner Gestalten verwehrt ist. Helene Christaller

Ludwig Richters Lebenserinnerungen sind wieder in einer neuen Ausgabe erschienen, einer neuen Variante neben den früher (CW 1925, Nr. 46/47) beschriebenen, von Fritz Remitz für die Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin, herausgegeben, 470 S. mit 8 Bildern. — Diese Ausgabe enthält nur Richters eigene Niederschrift, bis zum Tode der Tochter, in der Fassung, die der Sohn ihr gegeben; ein „Nachwort" S. 467—70 berichtet kurz von seinem weiteren Leben, während hinter dem „Vorwort" S. 6—11 ein Abschnitt „Zur Einführung" S. 13—20 eine vorsichtige Würdigung seiner künstlerischen Persönlichkeit bietet. Zu S. 468 sei berichtigt, daß Richter nicht erst 1878, sondern schon 1874 (vgl. Hoff-Budde Nr. 2913) den Stift hat aus der Hand legen müssen. — Wohl nur, weil der Band sonst für die Buch-Gemeinschaft zu stark geworden wäre, hat der Herausgeber an einer Reihe von Stellen gewisse Abschnitte ausgelassen, ohne sonst an den Text zu rühren: rund drei Druckbogen, ein knappes Zehntel, sind dadurch fortgefallen. Die Kürzungen sind meist geschickt vollzogen, so sehr man den Verlust mancher Abschnitte bedauern muß. Nur an einer Stelle, S. 432 letzte Zeile, ist eine Lücke entstanden, indem der Satz von dem „teuren römischen Freunde" (Richard Rothe) redet, die Nachricht von seiner Ankunft aber vorher gestrichen ist. — Von den eingehängten schlichten Bildern wird das Ludwig Richters selbst, seiner Mutter und seiner Braut Jedem willkommen sein. Die Ausstattung, Papier, Druck, der hübsche Halblederband, verdient das höchste Lob. Karl Budde

Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. Von Eckardt v. Sydow. (Die Schöpfung, Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst, herausgegeben von O. Beyer, Bd. 6.) Furche-Kunstverlag 1925. 36 S. 20 Tafel-Abbildungen. 3.80 M.

Gleich der solange als steif und tot verschrieenen Kunst Altägyptens hat unsere Zeit auch die der Naturvölker entdeckt. Was Künstler und Kunstkenner hier anzieht, ist „der Sinn für die Ursprünglichkeit des Daseins und der Ausdruck einer ursprünglichen Mystik des Lebens". Im vorliegenden Heft behandelt der durch sein Bemühen, primitive Kunst uns nahezubringen, rühmlich bekannte Verfasser den Ahnenkult, in dem er das Bewußtsein der schlechthinnigen Abhängigkeit der Lebenden von den vorangegangenen Generationen besonders ausgeprägt findet. „Bei den Ahnenfiguren geht die Zielsetzung mit der eigentlichen Befähigung Hand in Hand und stellt in großen Werken überall die Dokumente wahrhafter Monumentalität vor uns hin." — Mag die Bedeutung des Ahnenkultes auch überschätzt und die Gefahr, in einfaches Unvermögen einen tiefen Sinn hineinzulegen, nicht ganz vermieden sein: unleugbar haben diese Figuren, so grotesk ihre Formen vielfach sind, etwas fabelhaft Menschliches an sich. Walter Baumgartner

Religion und Kunst im alten Babylon. Eine Einführung in den religiösen Gehalt der babylonisch-assyrischen Kunst. Von Christian Herrmann. (Schöpfung Bd. 8) Berlin, Furche-Kunstverlag 1925. 32 S. 30 Tafel-Abbildungen. 4.50, geb. 6.50 M.

Sachkundig und verständnisvoll zeichnet der Verfasser die Grundzüge babylonisch-assyrischer Religion, ihre Auswirkung in der Kunst und die Eigenart jener Kunst z. B. im Unterschied von der ägyptischen. Die Bilder sind sehr gut ausgewählt — nur Abb. 17, die längst veraltete phantasievolle Rekonstruktion eines Tempelturmes nach Perrot, wäre ohne Schaden weggeblieben — und glänzend reproduziert. Ich kenne keine Darstellung, die so gut und über rein archäologische Betrachtungsweise hinaus, in jene Geisteswelt einführt. Walter Baumgartner

Rasmussens Thulefahrt, in voriger Nummer Sp. 1201 besprochen, liegt nun als abgeschlossener Gesamtband vor: ein stattliches Buch mit vielen Bildern und schöner Einbanddecke. Gesamtpreis 20 M. G W

Feste und Feiern deutscher Art. Herausgeber Dr. Heinz Dähnhardt und Benno Ziegler. 2. **Weihnacht.** Hamburg und Berlin, Hanseatische Verlagsanstalt. 89 S. 2 M.

Dieses Heft, bearbeitet von Otto Henschel, ist eine reiche Fundgrube für die Weihnachtsfeier jeder Art. Es bietet fertige Programme für Kinder und Erwachsene, für Haus, Vereine und Gemeinde, und reichen Stoff zu ihrer Ausfüllung: Luthers Vom Himmel hoch als kleines Krippenspiel für Kinder; dann ein umfassendes Krippenspiel, aus alten Spielen und Liedern zusammengestellt; eine große Sammlung von Gedichten zum Vortragen; Aufsätze zum Vorlesen in der Weihnachtszeit; rund 20 der schönsten Lieder mit Arnold Mendelsohns Klavierbegleitung; einige geeignete Klavierstücke; umfassende Literaturangaben. Dem Bedürfnis nach niederdeutschen Stücken in Versen und Prosa ist besonders Rechnung getragen. Wer irgend nach Stoff für die Weihnachtsfeier begehrt, wird hier voll befriedigt werden. Die überaus rührige Verlagsbuchhandlung, die mit ihrer Veröffentlichung „Das Berneuchener Buch" und der Sammlung „Der Deutsche Dom" sich ganz besonders den Bedürfnissen der evangelischen Gemeinde und Kirche gewidmet hat, gibt auch hier ihr Bestes. Karl Budde

Das Deutsche Drama. In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff und Rudolf Wolkan, herausgegeben von Robert F. Arnold. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1925. 868 S. Geh. 20, in Leinen 24 M.

Es ist eine angenehme und dankbare Aufgabe, die Leser der CW auf dieses sorgfältig gearbeitete und ausgestattete Werk über die Geschichte des deutschen Dramas von seinen Anfängen bis zur Gegenwart hinzuweisen. Es kommt zur rechten Zeit, sein Wert wird sich auch für spätere Jahre nicht mindern, sondern eher steigern, es ist schon heute das standard work der Geschichte des deutschen Dramas. In sechs umfangreiche Kapitel ist der ungeheure Stoff eingeteilt und von verschiedenen Fachleuten bearbeitet: das Mittelalter und sein Ausklang (Friedrich Michael), Das neulateinische Drama (Rudolf Wolkan), Von Ayrer bis Lessing (Max J. Wolff und Albert Ludwig), Von Lessing zur Romantik (Albert Ludwig), Von der Romantik bis zur Moderne (Robert F. Arnold) und schließlich Die Lebenden (Julius Bab). Ausführliche Literaturangaben, eine Zeittafel, Personen- und Dramenregister machen den Beschluß.

Es ist unmöglich, dem Leser einen wirklich überzeugenden Eindruck von dem Wert dieses Buches zu geben, dazu muß man selber lesen. Aber Einiges sei doch aus seiner Fülle herausgegriffen. Da ist die Geburtsstunde des deutschen Dramas: Notker der Stammler (830—912) schafft die Form der Sequenz, indem er dem Hallelujah der Messe einen Text unterlegt; zur selben Zeit bereichert Totilo gewisse liturgische, feste Stellen der Liturgien durch Tropen, umschreibende Textausschmückungen. Diese Texte werden in Dialoge aufgeteilt, die Keimzelle der dramatischen Szene; diese, zuerst gesungenen Dialoge werden in eine Handlung gelegt, die das betreffende Wort zur sichtbaren Geltung bringt. Auf diese Weise „dramatisiert" man die Heilstatsachen Weihnachten, Ostern, Pfingsten; der Weg zum Mysterienspiel ist frei. — Wir sehen dann den Einfluß des Humanismus der Renaissance auf das geistliche Drama, das sich mit der Reformation spaltet in ein protestantisches und ein katholisches Schuldrama, die nicht nur stofflich, sondern auch formal voneinander abweichen. Gerade diese Phase der Entwicklung beansprucht unser ganzes theologisches Interesse, wie die erste vor Allem unser liturgisches. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf die grundlegenden theologischen und konfessionellen Fragen, zumal, wenn man ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Gerade in dieser Periode des deutschen Dramas sind wir dem Verfasser für die Schilderungen zu besonderem Dank verpflichtet; denn gerade hier ist der Stoff unübersehbar zerstreut, und viel Neuland zu erwerben. — Aus den weiteren Kapiteln, von denen die zweite Geburtsstunde des deutschen Dramas, die Zeit von Gottsched bis Lessing, besonders plastisch herauskommt, sei nur wieder das letzte über das Drama der letzten vierzig Jahre erwähnt. Es stammt aus der sicheren und warmen Feder Babs, der Sicherheit mit Wärme verbindet und bei schärfster sachlicher Kritik nie vermissen läßt, wie sehr auch er ein Kind des Heute ist. Er hält für den Höhepunkt der letzten vierzig Jahre das dramatische Schaffen G. Hauptmanns, worüber man mit ihm hier nicht rechten will (Hauptmann erscheint ihm als der christliche Dichter par excellence, der Heide kommt merkwürdig kurz!), und sieht in Barlach die stärkste Hoffnung der gegenwärtigen dramatischen Generation. Werfel — um von den Andern zu schweigen — kommt sehr schlecht weg, freilich der Werfel vor seinem „Juarez und Maximilian" und vor dem „Paulus". Bei intensivem Studium der jüngsten Dramaliteratur wird man gewiß zu umfassenderen Werken (vielleicht Arnold, Diebold) greifen, aber es ist auch interessant, in dem kürzeren Überblick Babs zugleich den Anschluß an die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts zu haben.

Alles in Allem ein unentbehrliches Nachschlagewerk, das nicht nur für Fachleute, sondern ebenso für Laien geschrieben ist; in Schulbibliotheken sollte es fortan nicht fehlen.

Hans Schimmelpfeng

Das deutsche Gesicht. Ein Weg zur Zukunft. Zum 30. Jahr des Verlages Eugen Diederichs in Jena. Jena, Diederichs 1926. 100 S. Text und 74 S. „Verlagstätigkeit der letzten fünf Jahre". 50 Pfg.

Auch ein Almanach, und doch: wie verschieden vom Inselalmanach. Das Vorwort von Eugen Diederichs hebt ihn bewußt aus der Reihe ähnlicher Erscheinungen heraus: „... nicht eine Kosthappenauswahl, sondern ein einheitliches Gericht." Aber das bezeichnet nicht den eigentlichen Unterschied; der besteht darin, daß hier nicht von Dem und Jenem erzählt wird, daß man hier nicht mit Neuem und Gutem oder weniger Gutem unterhalten wird, sondern daß man beim Lesen zum Nachdenken gezwungen wird, welcher Art die literarische und künstlerische Veröffentlichung sein muß, die an der „kommenden Kultur" mitarbeitet.

Die Frage wie die Antwort ist die von Eugen Diederichs, wie er sie in 30 Jahren Verlegerarbeit dargestellt hat. Von verschiedenen Seiten wird der Gedanke der Deutschen Volkheit zum Thema gemacht; darauf folgen die Erörterungen einzelner Gebiete wie der Musik (Richard Benz), der Volkwerdung (Ernst Michel), von Staat (Hans Künkel) und Menschheit (Ernst Schmitt). An eine Abgrenzung gegen den Amerikanismus (Adolf Halfeld) und eine ausführliche Einführung in das Atlantisproblem bis hin zu seiner Götterlehre (Hermann Wirth und Hans Peter Heyd) schließen sich Gedanken an über Welt und Mensch (Ludwig Klages, Künkel, Philipp Hördt), die in Goethes Orphischen Urworten ausklingen. — Eine stattliche Anzahl von Abbildungen aus der deutschen Geschichte und Geistesgeschichte, z. T. aus der neuen Sammlung „Deutsche Volkheit", sind eingestreut und bereichern den Band, der bei dieser Reichhaltigkeit als erstaunlich billig bezeichnet werden muß. W W

Inselalmanach auf das Jahr 1927. Leipzig, Inselverlag. 192 S. 80 Pfg.

Der Inselalmanach liegt wieder vor, wie immer reichhaltig und interessant. Da finden wir bisher ungedruckte Gedichte von Rainer Maria Rilke; novellistische Beiträge von Ricarda Huch, Hans Carossa, Sherwood Anderson, Stephan Zweig, Otto von Taube, Alfred Mombert; ein Märchen aus den „Gesta Romanorum", ein Ausschnitt aus einem chinesischen Roman; Erinnerungen an Schiller, Beethoven und Eleonora Duse u. A. mehr. Ein Büchlein, das auf kleinem Raum viel Erfreuliches zusammenträgt, nicht zuletzt ein paar gute Abbildungen. Wilhelm Wolff

Chinesisch-deutscher Almanach für das Jahr Ping Yin 1926/27. Herausgegeben vom China-Institut zu Frankfurt a. M. 40 S.

Ein starker Eindruck bleibt nach dem Lesen — wie sehr dies alte Volk verbunden ist dem Leben der Natur im Wandel des Jahres. Das zeigt schon der chinesische Kalender selbst, der dem unseren gegenübergestellt ist, darauf weisen die zwölf uralten Monatszeichen des „Buches der Wandlungen", und von diesem „Gewebe des Lebens" spricht der Herausgeber, Richard Wilhelm, in einem Kapitel seines Buches von der „Seele Chinas". Was einst Leibniz in den dann folgenden Worten aus den „Novissima Sinica" forderte, einen kulturellen Austausch zwischen Ost und West, das legt zum Schluß das China-Institut als sein Ziel im Einzelnen dar. Es ist seit kurzem der Frankfurter Universität als Seminar für Chinakunde und Chinaforschung angeschlossen. Vom 25.—28. Oktober hielt es seine erste Herbsttagung ab über Chinesische Kunst. Bernd Melchers

Das Frauenherz. Chinesische Lyrik aus drei Jahrtausenden. Von Elisabeth Oehler-Heimerdinger. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt 1925. 173 S. Geb. 6.50 M.

Aus der genauen Kenntnis der chinesischen Sprache und des chinesischen Volkstums ist es der Verfasserin, einer Missionarsfrau, gelungen, uns in sehr guter Übersetzung, die dem verschiedenen Rhythmus der Dichtungen gerecht wird, das Leben chinesischer Frauen und Mädchen nahe zu bringen. Neben Liedern, die in ihrem Empfinden von Frauen aller Länder und Zeiten als Ausdruck ihrer Sehnsucht und Treue gesungen werden können, stehen andere, die sich aus der Eigenartigkeit des chinesischen Frauenlebens ergeben oder — bei den Umwälzungen, die auch in China stattfanden — ergaben (Westschloßlieder, die Brautklage, die Lieder der Verstoßenen). Zum Verständnis dieser Lieder tragen das Nachwort von Dr. Oehler und die Anmerkungen bei, die man um des geschlossenen Eindrucks willen vor den Liedern lesen sollte. Eine unendlich zarte Frauenart tritt uns aus den Dichtungen entgegen — Frauen, die wohl Sinn für Scherz und Spiel haben, aber doch meist ein schweres Schicksal klaglos und still hinnehmen und tragen. Gemeinsam ist allen Liedern das Zarte, Duftige, nirgends ein harter Ton, auch im größten Leid nur stille Resignation. Anmutige Pinselzeichnungen, die die Verfasserin nach chinesischen Originalen beigegeben hat, schmücken das hübsche Buch.

Helene Glaue

Die Mutter unter ihren Kindern. Von Agnes Sapper. Stuttgart, Gundert 1926. Geb. 4 M.

Es ist gut, wenn junge Mütter dies Buch zur Hand nehmen in dieser Zeit, wo man noch so stark um die Form in der Kindererziehung ringt. Beim Lesen kann man sich so recht gut in das gepflegte Bürgertum der Vorkriegszeit versetzen. Ein ganz klein wenig überholt ist es, aber doch zeitlos genug, um auf die Gegenwart noch Anwendung zu finden.

Von Mutterleid und Mutterfreud. Von Anton Heinen. Mit Bildern von Maria Braun, in Holz geschnitten von Albert Fallscheer. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 1926. Geb. 3.20 und 4 M.

Ganz feinsinnig ist dieses Buch geschrieben. So leicht und sacht wird man da hineingeführt in die Ehe, Familie und in den Alltag. Vor Nichts scheut der Verfasser zurück, ganz mutig bespricht er alles, in einer Art, so behutsam und taktvoll, daß man die pädagogische Absicht ein wenig vergißt und sich beinahe nur dem ästhetischen Genuß überläßt. Die Bilder passen sich dem Text an und tragen zur Freudigkeit des Lesens bei.

Das Elternbuch. Ein Haus- und Erziehungsbuch von Otto Zimmermann. Stuttgart-Gotha, Perthes 1926. 206 S. Geb. 4.80 M.

Von einem Schulmann der Gegenwart, ist es nicht nur für Mütter, sondern auch für Väter wertvoll zu lesen. In so vielen Fragen der neuzeitlichen Schulentwicklung gibt dies Buch Auskunft. Die Schulgesetze, die modernen Unterrichtsarten usw. werden darin besprochen. Es ist ein Buch, das in keinem Hause, wo schulpflichtige Kinder sind, fehlen dürfte. Es ist so schlicht geschrieben, daß es auch Vätern, welche Tags über werktätig beschäftigt sind, keine Mühe macht, es am Feierabend zu lesen. Es wäre zu wünschen, daß das Buch viel gelesen würde.

Margarete Pfeil

Von innerer Kraft und Schönheit. Von Anna Schultze. Basel, Kober, Spittelers Nachfolger 1924. 72 S. 1.50 M.

Eine Schweizer Pfarrfrau hat uns in dem vorliegenden Büchlein ein Geschenk gemacht, das Jeder mit innigem Dank aus der Hand legen wird. Es erinnert an die Schriften Oesers, Paul Jaegers, Ludwig Reegs; wie sie weiß die Verfasserin, eine fein empfindende und dabei innerlich starke Frau, das Gleichnis des Alltags in Beziehung zu innerstem Erleben zu setzen. An ihrem eigenen Reifen und Wachsen läßt sie uns teilnehmen, nicht in aufdringlicher Selbstbespiegelung, aber in dem Gefühl, daß jedes Wort, das sie uns zu sagen hat, aus Eigenem quillt. Für Morgen- und Abendandachten, ebenso wie für stille Augenblicke der Einkehr möchte ich das Büchlein warm empfehlen.

Baldurs Wiederkehr. Von Gertrud Prellwitz. Oberhof in Thür., Maienverlag 1924. 57 S. 2.25, geb. 3.50 M.

Deutschlands schweres Geschick, Krieg und Zusammenbruch hat die Dichterin in Form der Legende dargestellt. Von dem Gott

der Macht, der sie in seinen Bann geschlagen hat, wendet sich Germania im tiefsten Elend wieder dem Gott des Lichts zu. Baldurs Reich wird aufgerichtet sein, wenn sich die dem Licht Zustrebenden aller Völker vereinigen. — „Einheit, Reinheit" ist der Weg zum Weltfrieden und Völkerglück. Mit ihrer Dichtung möchte Gertrud Prellwitz die Erkenntnis verbreiten helfen, daß nicht „Selbstsucht der Weg zur Wirklichkeit" ist, sondern daß „Licht und Liebe wirken die Welt".

Katechismus der Liebe. Von Elisabeth Hahn. Rudolstadt, Greifenverlag 1925. 54 S. 1, geb. 2, 3 und 4 M.

Ein ganz eigenartiges Büchlein. Es ist gegliedert in vier Abschnitte: Die Gebote, Der Glaube, Das Heil, Lobgesänge der Liebe. Die Glut der Mystiker mischt sich mit der Wucht alttestamentlicher Propheten in der Sprache dieser Frau, deren religiöses Erleben zur Gestaltung treibt. Wie sie als Frau ihr Verhältnis zu Gott und zum Menschen schaut, hat sie in diesem Katechismus, der deshalb ein Katechismus der Liebe wird, dargeboten. Himmlische Liebe unter dem Bilde der irdischen Liebe, das Erfassen Gottes unter dem Gleichnis der Ehe — das wird Manchem ein Ärgernis sein. Wer die Verfasserin und ihr reines Wollen, ihr inbrünstiges Suchen kennt, weiß, daß hier etwas Reines und Starkes zum Licht drängt. Besser als alle Worte mag der letzte Lobgesang für die Verfasserin sprechen:

Die Vereinigung

Ich habe Dich von je und je geliebt,
Doch meine Seele war töricht vor Dir wie ein Kind.
So habe ich kindisches Spiel geübt
Und Tand Dir gebracht zum Angebind.
Ich habe Dich von je und je geliebt,
Doch meine Seele war stumm vor Dir wie ein Tier.
Und über die Stummheit zu Tode betrübt,
Begann ich armselig zu stammeln vor Dir.
Ich habe Dich von je und je geliebt,
Doch meine Seele war trunken von Deinem Licht.
So hab ich Deinen Widerglanz getrübt,
Ein blinder Spiegel Deinem Angesicht.
Ich habe Dich von je und je geliebt,
Doch meine Seele fand nicht Gabe, Blick nicht Wort.
Da hast Du selige Gnade geübt,
Du rissest im Strom mich mit Dir fort.

Helene Glaue

Unterm Stern von Bethlehem. Vier Geschichten für Weihnachten und Ostern von Gustav Adolf Müller. Mit 12 Scherenschnitten von Gerhard Klingler. Meiringen und Leipzig, Walter Loepthien 1926. 159 S. 3.20 M.

Der Verfasser hat in seiner Jugend Studienfahrten ins heilige Land gemacht und jetzt an seinem Lebensabend diese vier Geschichten geschrieben, mit innerer Anteilnahme und tief religiösem Empfinden. Bei solchen Heilandsgeschichten stellt aber der Stoff höchste Anforderungen; auch sind wir durch Selma Lagerlöfs Christuslegenden verwöhnt. Daran gemessen, erscheinen diese Geschichten nach Form und Inhalt nicht als Kunstwerk. Die Ausstattung des Buches ist gut; die Scherenschnitte von Gertrud Klingler stören wenig.

Der Heimwanderer. Erzählung von Erwin Gros. Stuttgart, Quell-Verlag 1926. 272 S. Geb. 5.50 M.

Ein Buch von Erwin Gros ist immer lesenswert; das bestätigen die zahlreichen Auflagen seiner früheren Werke. Das vorliegende führt uns zurück in den furchtbaren Sommer und Herbst 1918. Der Hauptträger der Handlung, ein junger Ingenieur und Offizier, von Ekel und Verzweiflung über den Zusammenbruch Deutschlands gepackt, wandert nach Amerika aus. Dort findet er zu sich selbst zurück; er will Gott und dem Vaterland aufs neue dienen; beides erschließt sich ihm wieder: Glaube und Heimat. — Das Buch ist lebendig und packend geschrieben; es hält sich frei von aller Übertreibung und atmet doch durchaus echte und tiefe Liebe zu Volk und Vaterland. Auch Einzelschilderungen sind wohl gelungen; am ergreifendsten das Schicksal des jugendlichen Offiziers, der lebend aus der Granathölle Flanderns entkommt und aus englischer Gefangenschaft flieht, um bei seiner Rückkehr von deutschen Kommunisten ermordet zu werden. Erwin Gros hat das Buch dem Andenken seines an Kriegsfolgen verstorbenen Sohnes gewidmet.

Das Medium. Ein Roman aus dem Reiche des Spiritismus. Von Robert Falke. Meiringen und Leipzig, Walter Loepthien 1926. 191 S. Geb. 4 M.

Die Geschichte eines Erbprinzen in der kleinen Residenz, der eine wunderschöne und kluge Pfarrerstochter liebt, zuerst mit unlauteren, später mit Heiratsabsichten. Doch die Pfarrerstochter war als Medium einem spiritistischen Schwindler in die Hände gefallen und stürzt sich aus Gram und Enttäuschung bei Torbole in den Gardasee. Da der Vater die Beerdigung der Selbstmörderin auf dem Friedhof ablehnt, läßt der Erbprinz die Leiche um Mitternacht in der Fürstengruft beisetzen. Um diese interessanten Begebnisse schlingen sich spiritistisch-mediumistische Bekenntnisse und Sitzungsberichte. Elisabeth Kübel

Indienfahrt eines Wandervogels. Von Heinz Kloppenburg. Wülfingerode-Sollstedt, Treue-Verlag 1926. 113 S. 2.20 M.

Der Treueverlag zu Sollstedt hat ein neues sehr lesenswertes Büchlein herausgebracht. In einfacher sachlicher, aber darum gerade so anziehender Weise schildert der Verfasser uns die Schönheiten und Widerwärtigkeiten einer Indienfahrt von Bremen bis Kalkutta, beschreibt bald das Meer, bald Landschaften, gibt eigene Erlebnisse zum besten und kommt auch auf wirtschaftliche und soziale Dinge, besonders in Indien, zu sprechen. Zwei Kärtchen im Anhange erleichtern das Verständnis geographischer Schilderung, und viele Photographien und Skizzen ergänzen die schon an sich lebensvolle und von guter Beobachtungsgabe getragene Darstellung. Besonders wertvoll ist das Schlußkapitel, in dem Kloppenburg von Gandhi und seiner Freiheitsbewegung spricht und manches Aufklärende darüber, sowie über das jetzt so oft besprochene Verhältnis England—Indien zu sagen weiß.

Karl Heinrich Dittmann

Die Frau Konsul. Von Jörgen Falk-Rönne. Übersetzt von Gertrud Bauer. Stuttgart, Steinkopf. 235 S. Geb. 4.50 M.

Wie schon „Das Land des Glücks" spielt die Erzählung auf den Faröerinseln, auf denen der Verfasser sechs Jahre als Geistlicher wirkte. Die große Einsamkeit und Abgeschiedenheit hat den Kleinstadtbewohnern noch mehr als auf dem Festland feste Sitte und Gesellschaftsschichtung aufgeprägt. Da hat es die Frau Konsul, die vorher Kajütenjungfer war, schwer, Boden zu gewinnen. Aber ihre warme Natürlichkeit und selbstverständliche Hilfsbereitschaft überwindet die Vorurteile und bringt ihr Liebe und Ehre. Ein köstlicher Humor leuchtet liebevoll über der Erzählung.

Die von Sneckenström. Roman. Von Marika Sejernstedt. Übersetzt von Rhea Sternberg. Freiburg, Herder. 316 S. Geb. 5.20 M.

Die Geschichte einer katholischen Gutsfamilie im protestantischen Schweden. Durch die Isolierung im Diasporagebiet ergibt sich die Problematik im Leben dieser Menschen. Die Frau von Sneckenström, aus altem italienischem Geschlecht, nimmt stark und rückhaltlos das Unglück einer selbstgewollten Ehe auf sich. Der Sohn gerät durch das Schulleben im evangelischen Upsala in Gewissenskonflikte, wird, begabt, aber ohne inneren Halt, Priester und schließlich Mönch. Die Tochter, eine sonnige kraftvolle Gestalt heiratet den nicht einwandfreien Sohn eines evangelischen Bischofs. Die Mutter beugt sich unter dieses sie schwer treffende Schicksal, indem sie ihr Leben in Askese und helfender Liebe verbringt. Der evangelische Pfarrer ihres Dorfes ist ihr und ihren Kindern ein treuer Freund, bis er aus diesem Grund in einen andern Ort versetzt wird. Ein interessantes Buch, mit der ganzen Kraft nordischer Erzählungskunst geboten.

Gottwart Ingram und sein Werk. Roman. Von Gustav Schröer. Leipzig, Quelle und Meyer. 316 S. Geb. 6 M.

Eine prachtvolle Bauerngestalt, klug und überlegen, voll Güte und Kraft. Da ein reißender Wildbach sein Tal immer aufs Neue in Not und Unglück stürzt, faßt er den Plan einer Talsperre, den er gegen alle Hindernisse, Mißgunst und Verdächtigung durchführt. Neben ihm stehen feine und kräftig gezeichnete Gestalten, man schaut in die Verwobenheiten und das innere Wesen des dörflichen Lebens hinein. Spannend erzählt, ein guter Roman. Dora Rade

Die Moštauer. Erzählung von Ernst Traugott. 2. Auflage. Bern, Schweizerische Agentur des Blauen Kreuzes. 175 S.

Ein Gegenstück zu „Helmut Harringa". Not und Unglück des Alkohols in einzelnen Bildern aus dem Leben eines schweizer Dorfes dargestellt, lebenswahr und gut erzählt. Trotz des schweizerischen Hintergrunds wird das Buch auch für deutsche dörfliche Verhältnisse wertvoll und charakteristisch sein. Es kann für Volks- und Jugendbibliotheken aufs wärmste empfohlen werden.

Dora Rade

Das Wunderbuch für unsere Kleinen. Die erste Einführung in Welt und Weltall. Von Hedwig Lohß. Über 200 farbige Bilder von Eugen Oßwald. 234 Quartseiten. Festes Papier. Stuttgart-Gotha, Friedrich Andreas Perthes. Geb. nur 8 M.

Das große Wunderbuch. Die Wunder der Welt in Wort und Bild. Von Otto Zimmermann. 220 Bilder im Text, 4 farbige Tafeln. 241 S. Ebenda. Geb. nur 8 M.

Wie gut haben es heute unsre Kinder. Prächtige Bücher. Das erste für solche, die noch nicht oder noch nicht lange zur Schule gehen. Das zweitere für ältere. Die Erwachsenen haben an beiden ihre große Freude mit. R

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit — Reichswirtschaftsrat — Weltwirtschaftskonferenz — Um das Privateigentum — Der englische Bergarbeiterstreik

Das Jahresende bringt nach monatelanger Ruhe für Deutschland eine recht aufgeregte sozialpolitische Stimmung. Im letzten Bericht wurde das schon angedeutet; seitdem hat sich die Situation nicht geklärt. Die gedrückte Lage der Arbeiterschaft, von der man ja wenig hört, wirkt sich in resigniert grollender Stille aus. Sie fühlt sich schwach gegenüber der Arbeitgeberschaft, die mit angeblich sachlicher Härte unter Bedauern die Konsequenzen aus dem Rentabilitätsstandpunkt zieht und unermüdlich die öffentliche Meinung mit Zahlenmaterial bombardiert, gegen deren Eindruckskraft man sich nicht ohne Weiteres verschließen kann. Und doch bewegen sich die Prosperität der Industrie (allgemein gesprochen) und die gedrückte Lage der Arbeiterschaft scherenartig auseinan-

der. Der Rentabilitätsgrad der Industrie steigt infolge der Konzentration, die Löhne dagegen und die Arbeitszeit haben die Tendenz sich zu verschlechtern. Die Arbeitgeber sagen selbst, daß die Reallöhne gemessen am Bedürfnis einer Arbeiterfamilie knapp seien; sie stehen im Allgemeinen auf dem Standpunkt, daß sie nicht weiter herabgesetzt werden könnten, dagegen könne und müsse die Arbeitszeit eine Erhöhung erfahren. Einige Angaben über das soziale Elend in Sachsen hat Josef Wirth kürzlich bei der Republikanischen Kundgebung in Frankfurt (14. November) gemacht: größte Kindersterblichkeit, weil die Mütter in den Fabriken stehen; 23 % aller Schulkinder sind in Fabriken beschäftigt; Kinderlosigkeit weit verbreitet; bisher größte Zahl der Kinderselbstmorde. Dagegen sind die Aktien an den deutschen Börsen im letzten Jahr stark gestiegen. Nach einer Berechnung der Deutschen Bank stellen sich die Durchschnittskurse der an der Berliner Börse notierten Papiere so: für sämtliche Papiere 4. Januar 68,3 bis 9. November 155,4; für Bankaktien 9. Januar 89,6 bis 9. November 175,6; für Industrie- und Schiffahrtsaktien 4. Januar 65,8 bis 9. November 155,9. Setzt man den Stand vom 4. Januar gleich 100, so gelten für den 9. November die Zahlen: für sämtliche Papiere 227,53; für Bankaktien 195,87; für Industrie- und Schiffahrtsaktien 236,90. Letztere sind also nahezu um das 2½fache gestiegen: man sieht, wie groß das Vertrauen vorsichtiger Kenner zur deutschen Industrie ist, und das in einem Jahre, in dem Deutschland seine höchste Arbeitslosenziffer erlebt hat. Diese beiden Bilder passen nicht recht ineinander; und daß die Arbeiterschaft das merkt, dafür ist ein Zeichen das Anwachsen der kommunistischen Stimmen in den Wahlen der letzten Zeit (Sächsische Landtagswahlen und Badische Kommunalwahlen). Es vollzieht sich zur Zeit eine Radikalisierung der Arbeiterschaft, nicht offen und mit viel Geschrei, aber unter einem schweigenden verbissenen Groll. Als Beispiel hiefür ist zu nennen das tätige Erwachen des Spartakusbundes, nicht gerade für den Augenblick gefährlich, aber als Symptom beachtenswert. Er verneint auch die KPD und Sowjetrußland, das er eine kleinbürgerlich-bäuerliche Kapitalistenrepublik nennt, die mit den kapitalistischen Mächten paktiert. Man lache ja nicht über diesen Bund der radikalen Verneinung, sondern denke lieber darüber nach, warum er überhaupt möglich ist.

Zur Zeit richtet sich der hauptsächliche Groll gegen die Tatsache, daß zahlreiche Überstunden bis zur Grenze des gesetzlich Zulässigen geleistet werden, offenbar, weil die Industrie über Aufträge verfügt (das Alles immer nur im Allgemeinen gesprochen, denn einzelne Unternehmen haben sehr zu klagen), während über eine Million Genossen die Arbeitslosenunterstützung in Anspruch nehmen muß. Dieser Zustand hat, wie schon berichtet, dazu geführt, daß alle Gewerkschaften, die freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen, die Fertigstellung eines vorläufigen Arbeitszeit-Notgesetzes verlangen: „Die unterzeichneten Spitzenverbände erklären, daß es nicht genügt, die Öffentlichkeit auf den Gegensatz zwischen dem heute herrschenden Überstundenunwesen und der völligen Arbeitslosigkeit von Millionen hinzuweisen und vor dem System der Arbeitszeitverlängerung zu warnen, sondern daß es gesetzlichen Zwanges bedarf, um die Durchführung des Achtstundentages zu sichern." Eine Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 3. November besagt, diese Forderung im Parlament zu der ihren machen zu wollen. „Trotz Rationalisierung, Steigerung der Arbeitsleistung und der Produktion, Verbilligung der Produktionskosten und einer teilweisen zwölfstündigen Arbeitszeit ist keine nennenswerte Preissenkung eingetreten. Die Preisdiktatur der Kartelle und Monopole hat in Verbindung mit einer hochschutzzöllnerischen Handelspolitik bewirkt, daß die Rationalisierung lediglich eine Steigerung der Gewinnquoten der Unternehmungen brachte. Infolgedessen haben die hohen Preise die Kaufkraft weiter vermindert, den Inlandsabsatz weiter geschwächt und so die Massenarbeitslosigkeit erhalten." Die Rationalisierung dürfe nicht zur Bereicherung der Unternehmer, sondern müsse zur Gesundung der deutschen Wirtschaft führen; dazu sei eine Hilfe die gesetzliche Sicherung des Achtstundentages. — Demgegenüber machten die Unternehmerverbände geltend, daß die Lage der deutschen Wirtschaft zu günstig beurteilt werde. Sie erklären, „daß ein solcher Eingriff in die Produktionsgrundlagen der deutschen Wirtschaft nach der wirtschaftlichen Seite eine Verminderung der Produktionsleistung und damit letzten Endes eine Preisverteuerung mit allen ihren verhängnisvollen Folgen nach innen und außen nach sich ziehen müsse. Vor allem aber würde dieser Schritt keine irgendwie ins Gewicht fallende Wiedereinstellung von Arbeitslosen zur Folge haben, wohl aber in seinen weiteren Auswirkungen die aufs tiefste zu beklagende jetzige Arbeitslosigkeit sicher nur noch verstärken." Diese Diskussion ist ein typisches Beispiel, wie die Meinungen der zwar Interessenten, aber in der Wirtschaft stehenden, praktischen „Sachverständigen" auseinander gehen, zugleich ein Zeichen dafür, wie nur eine unparteiische sachverständige Instanz entscheiden, ja auch nur sich eine Meinung bilden kann. Die praktische Entscheidung dieses Falles wird nicht nach der sachlichen Richtigkeit, sondern auf Grund von parlamentarischer Machtwirkung vor sich gehen, in der die öffentliche Meinung keineswegs einen gleichgültigen Faktor darstellt, da die Parlamente bis zu einem hohen Grade von der öffentlichen Meinung, die sie ja gewählt hat, abhängig sind.

Der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Arbeitszeit steht heute mitten in der sozialpolitischen Debatte. Auch die Arbeitgeber behaupten ihn, aber so, daß sie sagen: eine Verkürzung der Arbeitszeit würde eine Vermehrung der Arbeitslosen zur Folge haben. Interessant sind einige Mitteilungen aus dem Ruhrgebiet, wie dort von Arbeitgeberseite der Stand der Arbeitslosigkeit beurteilt wird. Am 15. Oktober 1926 wurden von den öffentlichen Nachweisbehörden 22 048 arbeitsuchende Bergleute gemeldet. Die Zahl ist also infolge des englischen Streiks von etwa 40 000 auf diese Summe zurückgegangen. Davon sind aber nur 8509 gelernte Hauer, die übrigen Lehrhauer, Schlepper und Tagarbeiter, nach denen keine Nachfrage besteht. Von den 8500 arbeitsuchenden Hauern seien nur etwa 50 % Kohlenhauer, die anderen Reparaturhauer, außerdem sind darunter 5141 Hauer über 45 Jahre, die, weil invalide und erwerbsbeschränkt, für Vollarbeit unter Tage nicht mehr in Betracht kommen, also auch nicht eingestellt werden können. So sollen als Rest, nämlich wiedereinstellbare Kohlenhauer unter 45 Jahren, etwa 1500 Mann übrig bleiben. Aber auch diesen Rest einzustellen, wird durch allerlei Schwierigkeiten verhindert; vor allem scheitert das an den Wohnungsverhältnissen. Diese 1500 Hauer wohnen an Orten bei stillgelegten Zechen, vielfach in Häusern mit Garten und kleiner Landwirtschaft; sie vermeiden, sich von ihrer Familie zu trennen und in Ledigenheimen zu wohnen, und entsprechende Wohnungen an den Orten der Arbeitsgelegenheit können nicht beschafft werden. Das führe zu der seltsamen Tatsache, daß trotz der Arbeitslosigkeit die Arbeitskräfte suchenden Zechen nicht befriedigt werden können. Beispiele: Von Duisburg werden 152 Bergleute als einstellungsfähig auf Ansuchen benannt; von diesen hat die Zeche 82 angefordert, nur 2 Mann (!) meldeten sich zur Arbeitsübernahme, aber selbst diese beiden nahmen die Arbeit nicht auf. Eine andere Anforderung von 100 Mann an Arbeitskräften sei ganz erfolglos geblieben. Viele Eingestellte würden nach kurzer Zeit wieder aufhören zu arbeiten, andere sich nach wenigen Tagen krank melden. Die Krankenziffer sei erschreckend hoch, heute 15 % gegen 7 % vor dem 1. Juli in einzelnen Schachtanlagen, welche Steigerung auf die Einführung des neuen Knappschaftsgesetzes zurückgeführt wird. Als Gründe für den Mangel an Arbeitswillen werden angegeben: 1. Gewöhnung an ein zwar nicht üppiges, aber doch arbeitsloses, angenehmes Leben auf Kosten der Erwerbslosenfürsorge, Gelegenheit zu Nebenverdiensten durch städtische Gewerbescheine, Flaschenbierhandel usw. 2. Die durch das Knappschaftsgesetz gewährten hohen Krankengeldbezüge bei Krankfeiern.

Das sind also sehr erstaunliche Tatsachen, deren Lehre die sein soll: mit der Arbeitslosigkeit ist es nicht so schlimm; denn trotz Anforderns sind Arbeiter nicht zu bekommen, und wenn sie eingestellt werden, hören sie bald wieder auf zu arbeiten, weil sie sich krank melden oder ihnen sonst etwas nicht paßt. Als am 11. Oktober in einer von der Bergbehörde einberufenen Versammlung die Frage der Wiedereinstellung der Arbeitslosen erörtert und gesagt wurde, daß die Thyssenschächte 1000 Bergleute angefordert hätten, ohne daß ihre Nachfrage befriedigt werden könnte, da erklärte der Vertreter der bergbaulichen Fachabteilung der Landesarbeitsämter, daß eine solche Unstimmigkeit unmöglich wäre, wenn Zechenverwaltung und Arbeitsämter ordentlich zusammenarbeiten würden; da funktioniere das Ineinanderspielen von Nachfrage und Bedarf nicht. An den Ausführungen der Arbeitgeber ist auch sonst Vieles überraschend, so vor allem die Behauptung, daß Hauer über 45 Jahren nicht mehr als voll arbeitsfähig gelten und nicht mehr eingestellt werden könnten. Entsinnen wir uns aber des Sp. 352 Gesagten, wo sie sich empörten, daß das Reichsknappschaftsgesetz Bergleute im Alter von 50 Jahren (!) pensioniere. Wenn die meisten Hauer mit 45 Jahren schon anfangen Invalide zu werden, eine Tatsache, die übrigens mit der allgemeinen Lebensleistungskurve des Arbeiters, die mit 40 Jahren spätestens zu fallen beginnt, übereinstimmt, dann kann es so schrecklich sinnlos nicht sein, sie mit 50 Jahren zu 40 % ihres Hauerlohns zu pensionieren, dann scheinen eben doch die Gewerkschaften recht zu haben, daß in der Regel nach 23 Dienstjahren schon die Invalidität eintritt. — Nach den vorliegenden Zahlen könnte die Arbeitslosigkeit unbedeutend erscheinen. Angenommen, daß im Ruhrbergbau eine Verkürzung der Arbeitszeit die Arbeitslosigkeit nicht einschränkt, dieses Moment aber macht die Arbeitslosigkeit nur noch schrecklicher; denn nach obigen von den Arbeitgebern gemachten Feststellungen haben von rund 22 000 arbeitslosen Bergleuten überhaupt nur etwa 1500 die Möglichkeit, wieder in ihrem ursprünglichen Beruf Verwendung zu finden. Daß es den Leuten dabei so wohl sein soll, daß sie lieber Erwerbslosenunterstützung genießen als zur Arbeit gehen, kann höchstens auf vereinzelte Fälle zutreffen, oder auf Lagen, wo die Arbeit des Mannes getrennt von seiner Familie sich infolge der Notwendigkeit doppelten Haushaltens kaum rentiert. Man sollte sich im sozialpolitischen Kampfe hüten, sich gegenseitig persönlich schlechte Motive unterzuschieben, um dann so sich über die augenblickliche eigene Verlegenheit und Verantwortung hinwegzuhelfen.

Dann wird es auch unmöglich sein — wie man immer noch da und dort die unglaublich bornierte Ansicht hören kann —, daß die Arbeitslosigkeit ihren Hauptgrund in der Faulheit der Arbeiter und in der Erwerbslosenunterstützung habe, die die Faulheit auf bequeme Weise ermögliche. Gegen diese Unterstützung wird ange-

führt, daß sie heute in vielen Fällen nahezu an die Höhe der Löhne heranreiche. Das ist allerdings traurig, aber nicht, weil die Erwerbslosenunterstützung zu hoch, sondern die Löhne zu niedrig sind. Inzwischen ist im Reichstag das schon skizzierte Arbeitsbeschaffungsprogramm (Sp. 917) beschlossen worden; außerdem die sogenannte Krisenfürsorge. Diese erwies sich als nötig, da Erwerbslosenunterstützung nur 39 bzw. 52 Wochen gewährt wird. Die abnorm lange Dauer der Arbeitslosigkeit erwies selbst diese Zeitspanne als ungenügend. Immer mehr wurden ausgesteuert, d. h. verloren das Anrecht auf Erwerbslosenunterstützung, weil sie länger als 52 Wochen ohne Arbeit waren. Die Maßnahme der Begrenzung der Unterstützungsdauer ist in normalen Zeiten gewiß notwendig, um nicht faulen Elementen ein wenn auch kärgliches, aber doch bei Bedürfnislosigkeit auskömmliches Dasein zu ermöglichen. Nun aber, wo die Lage auch dem besten Arbeitswillen die Betätigung verwehrt, ist die Krisenfürsorge nötig geworden. Danach sollen die Ausgesteuerten weiter unterstützt werden. Und zwar soll die Fürsorge auch denen zuteil werden, welche seit dem 1. April d. J. bis zum Inkrafttreten des Gesetzes wegen Ablaufs der gesetzlichen Unterstützungsdauer aus der Erwerbslosenfürsorge ausgeschieden sind, in besonderen Härtefällen auch vor dem 1. April Ausgeschiedene; ferner soll die Wartezeit für alle Erwerbslosen fortfallen. — Diese Unterstützungen belasten die deutsche Gesamtwirtschaft stark. Im letzten Jahre betrugen sie nach übereinstimmender Festsetzung der Regierung und Arbeitgeber etwa 2,7 Milliarden, in diesem Jahre berechnet man die Soziallast auf 3 Milliarden, ohne, und 4 Milliarden mit Erwerbslosenfürsorge. Daß sie groß ist, wird Niemand leugnen, aber solange im Einzelnen noch so erheblicher Luxus möglich ist, muß sie getragen werden, wenn nur die Grenze gewahrt wird, auf die die Arbeitgeber mit Recht hinweisen, nämlich daß die Sozialversicherung dem Einzelnen nicht die eigene Verantwortung für sein Schicksal abnehme. Über diese Grenze sind sich wohl alle einig, aber nicht darüber, wieweit wir noch von dieser Grenze entfernt sind; ich glaube, es braucht, auf die Gesamtlage gesehen, keine Furcht zu herrschen, daß wir ihr allzu nahe stünden, zumal wo die Abnahme der Arbeitslosigkeit in den letzten Monaten bereits zum Stillstand gekommen zu sein scheint. Aus Berlin wird bereits wieder eine Zunahme gemeldet. In der Woche zwischen dem 14. und 21. November ist dort die Zahl der Arbeitslosen um 3628 auf 232 895 gestiegen. Was mag das für eine Weihnachts-„Freude" geben!

Dieser Lage der Arbeiter stehen allerdings starke Kapitalverluste namentlich der Schwerindustrie gegenüber. Die Sanierung einiger zusammengebrochener Unternehmen forderte scharfe Kapitalreduktionen, die die neuen Besitzer vornehmen. So wird zusammengelegt das Aktienkapital des Gußstahlwerkes Witten von 10,4 Millionen auf die Hälfte, außerdem wurden 2,7 Millionen Abschreibung vorgenommen und ein Reservefond von 1,03 Millionen gebildet; die Gelsenkirchener Gußstahlwerke vermindern von 4,5 Millionen auf 1,5 Millionen und suchen durch neue Aktien das Kapital auf 6,5 Millionen zu bringen; die Annener Gußstahlwerke vermindern von 1,5 Millionen auf 0,3 Millionen, um diese Summe auf 1 Million zu bringen. Solche radikalen Schnitte sind keine Seltenheit und ein Zeichen für die Bemühung, die Werke auf eine gesunde Finanzbasis zu stellen.

Man ist ja von Seiten der Regierung bemüht, alle die auf komplizierte Ursachen zurückgehenden Verwicklungen möglichst reibungslos zu lösen. Dazu sollte die Gesetzgebung helfen, die aber in enger Verbindung mit einem Konsortium von Wirtschaftern, dem Reichswirtschaftsrat, stehen muß. Die Weimarer Verfassung sieht im Artikel 165 die Bildung einer solchen Stelle vor. Am 4. Mai 1920 wurde zunächst ein Vorläufiger Reichswirtschaftsrat durch Regierungsverordnung berufen. Nach dem Sinn des Artikel 165 soll der RWR die Spitze des Aufbaus sämtlicher wirtschaftlicher Vertretungen bilden: der Arbeiterräte, der Industrie und des Handels und der Konsumentenschaft. Das wurde nicht ganz erreicht. Zwar war der Vorläufige RWR recht stattlich an Zahl, aber er war insofern stark Interessenvertretung, als alle Interessengruppen um eine möglichst hohe Zahl von Sitzen kämpften. Nun liegen zwei Gesetzentwürfe dem Reichskabinett vor, die einen endgültigen RWR an die Stelle des Vorläufigen RWR setzen sollen. Seine Aufgaben sind umschrieben: Beratung und Begutachtung wirtschafts- und sozialpolitischer Gesetzentwürfe von grundsätzlicher Bedeutung; Anregung solcher Gesetze, Mitwirkung bei Schaffung einer öffentlichen Berufsvertretung für Handel, Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, enge, auch persönliche Zusammenarbeit mit den gesetzgebenden Körperschaften. Die Mitgliederzahl soll von 126 auf 116 herabgesetzt werden und umfassen Abteilung I: 12 Vertreter der Landwirtschaft, 10 der Industrie, 4 des Handwerks, 5 des Handels, 3 der Banken und 5 des Verkehrs (zusammen 41); Abteilung II: 39 Vertreter der Gewerkschaften, darunter wenigstens 7 der Landwirtschaft und 1 der Heimindustrie; Abteilung III: 5 Vertreter der Städte, 3 der öffentlich-rechtlichen Versicherungs- und Kreditanstalten, 3 der Konsumgenossenschaften und Hausfrauen, 3 der landwirtschaftlichen und gewerblichen Genossenschaften, 2 der Presse, 2 der Beamten, 16 andere Vertreter (zusammen 34). Unternehmerschaft, Arbeiterschaft und Konsumenten sollen also hier auf die Gesetzgebung Einfluß erhalten. Wie mir scheint, sind die Konsumenteninteressen am schwächsten vertreten, wie überhaupt der organisationslose Konsument der schwächste und einflußloseste Wirtschaftsfaktor ist, auf dessen Rücken die Gegensätze in den Reihen der Produzenten auszutragen eine stets akute Gefahr besteht. Vorläufig tritt die Arbeiterschaft für die Konsumentenschaft ein, da sie als Verbrauchermasse stark an billigen Preisen und guter Ware interessiert ist; allein es kann der Zeitpunkt kommen, wo sich alle Organisationen in der Wirtschaft auf Kosten der Unorganisierten verständigen. Dagegen kann nur helfen ein weiterer Ausbau der Konsumgenossenschaften, so daß diese schließlich womöglich die ganze Konsumentenschaft umfassen. Ob es bei der Organisationsindolenz namentlich der bürgerlichen Konsumenten je dahin kommt, ist freilich sehr die Frage. Vielleicht daß sie, wo die freie Konkurrenzwirtschaft mehr und mehr durch die Organisationswirtschaft abgelöst wird, noch einmal durch Schaden klug werden.

Wie so für das Reich, so soll auch für die Weltwirtschaft zu einem intensiven, praktisch-wirksamen Mittel gegriffen werden, die schlimmen Krisen zu überwinden. Man versucht es mit einer Weltwirtschaftskonferenz. Im November tagte in Genf der vorbereitende Ausschuß, der dieser verwickelten Angelegenheit die organisatorisch greifbare Gestalt gab. Sie soll am 4. Mai nächsten Jahres beginnen. Der Vater des Konferenzgedankens ist der Franzose Loucheur; er verfolgt die Absicht, mit Hilfe dieser Konferenz eine bestimmte öffentliche Meinung für wirtschaftliche Dinge zu schaffen. Die Arbeiterschaft hatte durch ihren Sprecher Jouhaux ihre Wünsche geltend gemacht; sie möchte vor allem die Währungsfrage erörtert wissen; denn ihre Stabilisierung scheint ihnen — mit Recht — wichtig für eine Überwindung der Wirtschaftskrise; ferner wünscht sie Maßnahmen gegen zu hohe Schutzzölle und Ausfuhrzölle auf Rohstoffe, ein internationales Industrieabkommen, Regelung der Ein- und Auswanderung und (analog der deutschen Einrichtung) Schaffung eines Internationalen Wirtschaftsrates, der der ständige Träger des weltwirtschaftlichen Konferenzgedankens sein und die Durchführung der Konferenzbeschlüsse überwachen solle. Von diesen Wünschen sind einige von vornherein Ziel der Konferenz, so die Frage der Zölle. Die Wirtschaft seufzt unter ihnen. Während der Verhandlungen hatte die englische Delegation im Gange eine vielbetrachtete Karte aufhängen lassen, welche die Höhe der Zollmauern der einzelnen Länder zum Ausdruck brachte. Dagegen schien es politisch nicht opportun, die Währungsfrage als besonderen Punkt auf die Tagesordnung zu setzen; ihre Erörterung schien zu sehr in die inneren Verhältnisse einzelner Länder einzugreifen. Die Arbeiterschaft bat, ihre Wünsche, wenn sie sich auch damit abfinde, daß sie nicht auf die Tagesordnung gesetzt werden, doch im Verlauf der Verhandlungen zu berücksichtigen. Eine Umgehung der Währungsfrage dürfte sich ohnehin nicht vermeiden lassen. Die Verhandlungsgegenstände zerfallen in ihrer endgültigen Festsetzung in zwei Teile: Der erste Teil soll der Untersuchung der allgemeinen Ursachen der Krise dienen und die wirtschaftliche Lage der einzelnen Länder beleuchten. Der zweite Teil soll dieselben Fragen getrennt nach den Wirtschaftszweigen: Handel, Industrie und Landwirtschaft behandeln. Auch da steht der Zoll im Vordergrund der Erörterung. Zunächst werden die einzelnen Länder zur Teilnahme eingeladen: alle Mitglieder des Völkerbundes, außerdem die Vereinigten Staaten, Rußland, die Türkei und Mexiko. Der Tagungsort ist noch nicht bestimmt, wahrscheinlich wird er Genf sein. Wir sehen dieser Konferenz und ihrer Wirkung mit Spannung entgegen. Möge sie Wesentliches zur Erleichterung der materiellen Lage der Völker beitragen!

Alle diese Maßnahmen: Reichswirtschaftsrat, Weltwirtschaftsrat mit Weltwirtschaftskonferenz — dazu wäre noch zu zählen die deutsche Wirtschaftsenquete und andere gesetzliche und behördliche Maßnahmen — führen dazu, die Wirtschaft mehr und mehr als eine öffentliche Angelegenheit zu betrachten, in die der Staat Einblick zu haben und sie nötigenfalls zu ordnen sich das Recht zuspricht. Kein Wunder, wenn bei dieser Untergrabung der privatwirtschaftlichen Freiheit die Unternehmer unruhig werden und diese Maßnahmen nicht mit Unrecht als Vorläufer zur Sozialisierung fürchten. Und so fand auch am 10. November in Berlin eine Kundgebung der Unternehmerverbände gegen die Gefahren statt, „welche der Wirtschaft aus der zunehmenden Betätigung der öffentlichen Hand im Erwerbsleben, sowie aus sonstigen Beschränkungen und Beeinträchtigungen des Privateigentums drohen". Vor allem wurde mit Entrüstung abgelehnt, daß der Staat der Privatindustrie durch die Inbetriebnahme eigener Unternehmungen Konkurrenz mache, ferner daß man durch Bodengesetze das Privateigentum an Grund und Boden antaste. Diese Äußerungen der Furcht sind symptomatisch. In der Tat ist das Privateigentum „in Gefahr", in der Tat geht die Tendenz auf immer stärkere Bevormundung der Privatwirtschaft und ihre Beeinflussung durch staatliche Konkurrenz und Gesetzgebung. Die Heiligkeit des Privateigentums wird dauernd profaniert — und das mit Recht, wenn es im Interesse der Allgemeinheit geschieht. Die Furcht vor der Konkurrenz staatlicher Unternehmen stimmt allerdings schlecht zu der viel propagierten Behauptung, daß solche Unternehmen nicht konkurrenzfähig seien. Letzteres ist eben heute nicht mehr wahr. Auch hierin erleben wir eine Wandlung. Denn die Unternehmen fassen sich zu Konzernen und Kartellen zusammen. Nicht eigent-

lich mehr das kühne „Unternehmen“ ist ihre Sache, sondern die kluge Verwaltung! sie werden schwerfälliger — und verwalten kann der Staat ebensogut wie die Privatleute. Das ist der eigentliche Kern der Situation, der allerdings die Freunde des Privateigentums beunruhigen muß. Die wirtschaftliche Welt geht ihrer Aufteilung entgegen, Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeiten zeigen sich — das wird der Grund für gründliche Strukturwandlungen der Wirtschaft sein, deren Ende vorläufig noch nicht abzusehen ist, aber sicherlich von den für allgemeingültig gehaltenen Grundsätzen des Privatkapitalismus wegführt.

Zum Schlusse soll uns in diesem Jahr dasjenige Ereignis beschäftigen, das dem Jahre 1926 den Ruhm gibt, die gewaltigste sozialpolitische Begebenheit der Geschichte zu verzeichnen: der englische Bergarbeiterstreik. Er ist so gut wie beendet, aber auf eine überraschende Weise, womit diese Begebenheit ihrem an Überraschungen reichen Charakter bis zuletzt treu blieb. Die Abbröckelung des Streiks (366 000 Arbeiter waren an die Arbeitsplätze zurückgekehrt) hatte die Arbeitervertretung nachgiebig gemacht, so daß auf den Druck der Regierung hin schließlich den Umständen entsprechend ganz glimpfliche Einigungsbedingungen zustande kamen. Es sind folgende: 1. Distriktsämter unter einem unabhängigen Vorsitzenden, die distriktweise die Arbeitsverhältnisse regeln; 2. Beibehaltung des 1921 festgesetzten Lohn-Systems (Grundlohn plus Gewinnbeteiligung); 3. Festsetzung eines Lohn-Minimums nicht unter der Höhe von 1921 auch für den schlechtest bezahlten Arbeiter; 4. Gemeinsame Instanz für Festsetzung der Preise für die Kohle, die an befreundete Konzerne geliefert werden; 5. Nationaltribunal (der Rest eines Nationalabkommens), das aber nur zuständig ist, wenn die Schichtzeit mehr als 7 Stunden beträgt, wobei die Arbeitszeit nicht Gegenstand der Entscheidung sein darf. Das hätte im wesentlichen bedeutet: achtstündige Schichtdauer bei distriktweise verschiedenen Löhnen (durchschnittlich um 12 % vermindert) und Garantie eines Minimums. Diese Bedingungen, auf die sich Arbeitervertreter, Bergherren und Regierung geeinigt hatten (Bedingungen zur Reorganisation des Bergbaus wurden offenbar nicht gestellt), gingen unter Empfehlung von Seiten der Arbeiterdelegierten an die Distrikte zwecks Annahme durch Abstimmung. Die gesamte englische Presse jubelte der Beendigung des Streiks zu, aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht: die Arbeiter lehnten in Urabstimmung die Vorschläge ab. Darob größte Verlegenheit bei Arbeiterdelegierten und Regierung. Was nun? Die Bergherren allein hatten reine Freude. Was sie wollten, haben sie durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit der Streikenden erreicht: Zerschlagung der nationalen Gewerkschaft, freie Verhandlungen mit den Arbeitern der einzelnen Distrikte, die überall in Gang kommen. Massenweise strömen die Streikenden zur Arbeit bei achtstündiger Schicht und Mindestlohn von 9 Schilling 4 Pence; bereits hat etwa die Hälfte aller Kohlenbergarbeiter die Arbeit wieder aufgenommen. Es brauchen den Unternehmern nicht genehme Leute, die „Hauptschreier“, nicht eingestellt zu werden, mehrere Hunderttausend werden der Arbeitslosigkeit verfallen, da man bei erhöhter Arbeitszeit ja nicht soviele braucht. Ohne die kostspielige Reorganisation werden die Bergwerksbetriebe auf Kosten der Arbeiter rentabel arbeiten. Zwar hat der Streik viel Geld gekostet, aber er hat Dank der Hartnäckigkeit der Arbeiter die unüberbrückbar scheinenden Schwierigkeiten der Arbeitszeit- und Lohnfrage beseitigt, hat außerdem die Kluft zwischen den Produktionskosten des englischen Bergbaus und dem Weltmarktpreis überbrückt, ferner die Weltkohlenproduktion im Jahre 1926 um 140 Millionen Tonnen eingeschränkt, dadurch erhöhte Nachfrage geschaffen — lauter Momente, die für die nächste Zeit eine glänzende Konjunktur des Kohlenbergbaus versprechen. Die englischen Wirtschaftsblätter machen aus ihrem Optimismus kein Hehl. Keine Frage, die gesamte englische Industrie hofft von der erhöhten Nachfrage nach dieser Zeit des erzwungenen Stillstands zu profitieren — die Privatindustrie, aber kaum der Staat, der den Steuerausfall und die Arbeitslosen auf dem Halse hat. Die Kehrseite ist die Gefährdung des Washingtoner Abkommens (den Unternehmern sehr gelegen, s. Sp. 1087), die Gefahr späterer Überproduktion und die Radikalisierung der Arbeiterschaft. Diese hat neuerdings engere Fühlung mit den Bolschewisten aufgenommen und wird sie durch den radikalen Cook als Verbindungsmann pflegen. Keime unabsehbarer Entwicklungsmöglichkeiten für den englischen Staat gefährlichster Art, wenn er nicht klug genug ist, sie zu sehen, und stark genug, nun doch die Reorganisation des Bergbaus durchzudrücken und so durch Rationalisierung des Bergbaus die Grundlage zu einer vernünftigen Sozialpolitik zu schaffen.

Dieser Streik war wohl das lehrreichste Ereignis unter den vielen Ereignissen dieses Jahres, die wir in diesen Blättern aufmerksam verfolgt haben. Eine reiche und bewegte Sozialgeschichte liegt hinter uns; sie schreitet fort, unaufhaltsam in das neue Jahr hinein, unbekannten Zielen zu. Tun wir das Unsrige, daß die Bewegung immer gehe auf das eine Ziel, das brennend vor unserer Seele stehen muß: der Verwirklichung der Liebe Gottes in dieser Welt. Möchten dazu diese Berichte, wie ihre Leser, ein, wenn auch winziges Teil beigetragen haben.

Marburg Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

Nach dem Beschluß der preußischen Generalsynode von 1925 sind die Provinzialkirchenräte über den Bischofs- und Propsttitel befragt worden. Abgelehnt haben Grenzmark und Rheinland einstimmig, Ostpreußen mit 7 gegen 6 Stimmen bei 2 Enthaltungen, Sachsen mit 9 gegen 6 Stimmen; in Westfalen haben 13 gegen 5 Kreissynoden abgelehnt, der Provinzialkirchenrat mit 7 gegen 5 Stimmen angenommen. Desgleichen Brandenburg mit 14 gegen 3 Stimmen bei einer Enthaltung; Pommern mit 8 gegen 7 Stimmen und Schlesien mit 8 gegen 6 Stimmen bei einer Enthaltung. Die Änderung des Titels des Superintendenten haben abgelehnt: Ostpreußen (10 gegen 5), Sachsen (9 gegen 6), Westfalen (10 gegen 2), Rheinland und Grenzmark einstimmig. Angenommen haben Brandenburg (15 gegen 3) und Pommern (8 gegen 6); Schlesien hat sich mit 10 gegen 5 Stimmen für den Titel Dekan ausgesprochen.

Bei der zweiten Lesung des Schmutz- und Schundgesetzes im Reichstag erklärte GR. Professor DDrr. Kahl als Mitglied der obersten evangelischen Kirchenbehörde, daß er und einige Fraktionsgenossen (DVP) gegen die Bestimmung in § 3 stimmen würden, weil die dadurch der Kirche auferlegte Verantwortung in keinem Verhältnis stehe zu der Macht, die ihr schließlich bei der Entscheidung eingeräumt sei: ein privilegium odiosum. Der entsprechende Antrag Heuß wurde abgelehnt, aber bei der Schlußabstimmung über den § 3 mit 190 gegen 178 Stimmen der ganze Paragraph auch abgelehnt. FZ 891

In der Provinz Hannover hat sich ein Kirchlicher Stadtbund gebildet, in dem sich die Magistrate und viele städtische Kirchengemeinden zusammengeschlossen haben. Seine erste größere Tagung hat er in Hildesheim gehalten. EvDtld 48

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat auf Anregung von Pfarrer Schmidt (Lilienberg) in Gelsenkirchen seine Bereitwilligkeit zur Beschaffung einer evangelischen Kirchenfahne grundsätzlich erklärt; der von Superintendent Alberts geleitete Paramentenverein hat mehrere Entwürfe eingeliefert. Die Gemeinde Dittersbach bei Frauenstein im sächsischen Erzgebirge hat seit Advent 1922 als Kirchenfahne ein grünes Kreuz auf weißem Grunde.

Gegen Pfarrer Lic. Dr. Hartmann in Solingen-Foche (Ketzberg) wird seiner politischen Haltung wegen agitiert, auch die Kirchenbehörde ist bereits in Anspruch genommen. Am 28. 11. fand die ordnungsmäßige ordentliche Gemeindeversammlung statt. Sie beschloß (200 Männer und Frauen), nachdem 8 Presbyter und 10 weitere Gemeindeglieder sich entfernt hatten, gegen 2 Stimmen ein Vertrauensvotum für den Pfarrer und erklärte ihr „Mißfallen über die friedenstörende Tätigkeit der Gruppe um Herrn Sch., die weder religiösen noch kirchlichen, sondern politischen Motiven entspringt“. Sie verlangte Neuwahl der Gemeindekörperschaften und sprach die Erwartung aus, daß das Konsistorium sich ihre Stellung nicht von jener Gruppe aufzwingen lassen, vielmehr den Pfarrer gegen sie schützen und so die Neutralität der Kirche wahren werde.

Das Deutsche Rote Kreuz umfaßt jetzt über eine Million Mitglieder in über 70 000 Zweigvereinen. Die Fürsorgearbeit erstreckt sich auf alle Gebiete, insbesondere Gesundheitsfürsorge, Kranken- und Säuglingspflege und Kindererholung. Über 70 000 Schwestern und über 89 000 Sanitätsmänner stehen im Dienst. Die Hilfe ist im vergangenen Jahre 449 000 mal in Anspruch genommen worden.

Die sechs polnischen evangelischen Kirchen haben auf Einladung des reformierten Konsistoriums in Wilna dort vom 9.—11. November einen ersten Evangelischen Kongreß gehalten, auf dem Satzungen für einen „Rat der evangelischen Kirchen Polens“ nach dem Vorschlag der Warschauer Kirche angenommen wurden. In diesem Rat haben die Warschauer Evangelisch-Augsburgische und die Posener Uniert-Evangelische Kirche je 4, die übrigen Kirchen je 2 Sitze. Es wurde in beiden Sprachen verhandelt. Als Aufgabe des Rates wurde festgesetzt: 1. Vereinigung des gesamten Protestantismus in Polen unter voller Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Kirchen. 2. Beseitigung aller Mißverständnisse unter den Evangelischen und Schaffung einer gemeinsamen Grundlage zu brüderlicher Arbeit. 3. Verteidigung der Rechte der einzelnen evangelischen Kirche in Polen gegenüber den gesetzgebenden und ausführenden Behörden. Den Vorsitz führten abwechselnd die Generalsuperintendenten Bursche und Blau. Die Beschlüsse bedürfen noch der Zustimmung der Synoden.

Das höchste polnische Gericht hat den Erbanspruch einer katholischen Witwe eines evangelischen Mannes, die in der evangelischen Kirche getraut war und damit gemäß dem Ehegesetz dem evangelischen Konsistorium unterstand, für berechtigt erklärt, während das Landgericht die Erklärung des erzbischöflichen Gerichts, daß die Ehe nicht bestehe, als Rechtsgrundlage anerkannt hatte. Damit ist endgültig die These des geistlichen Gerichts, daß das kanonische Recht den Vorrang vor dem polnischen Staatsrecht habe, abgewiesen.

Die Verfügung des Thorner Schulkuratoriums, wonach die Schulkinder nur während einiger Sommermonate für den Konfirmandenunterricht beurlaubt werden dürfen, ist

trotz des Protestes des evangelischen Konsistoriums und anderer Instanzen nicht aufgehoben.

In Jugoslawien hat die lutherische Kirche eine einheitliche Verfassung für die deutschen, ungarischen und slowakischen Gemeinden (70 000 Seelen) erhalten. An die Spitze ist D. Philipp Popp getreten.

Der Kongreß des Studentenverbandes in Jassy beschloß für Rumänien den Ausschluß der Juden vom Hochschulstudium (numerus nullus). FZ 899

In Frankreich ist ein Syndicat de la presse protestante nach dem Vorbild des evangelischen Pressedienstes für Deutschland gebildet.

Am 4. 12. wurde in London im Unterhause die Roman catholic relief bill verabschiedet, durch welche viele Jahrhunderte alte Sondergesetze gegen die Katholiken aufgehoben werden, z. B. das Verbot des Erscheinens der Priester im Ornat außerhalb der Kirche, der Bildung von religiösen Gesellschaften, des Besitzes ritualer Bücher, der Beschränkung von Legaten und Stiftungen. FZ 906

Der Rundfunksender London bietet seinen Hörern neben der gelegentlichen Übertragung ganzer Gottesdienste aus Kirchen an jedem Sonntag Abend eine religiöse Veranstaltung: Choral und Bibelabschnitt. Als vereinzelte Stimmen dagegen laut wurden, hat die Gesellschaft ihre Hörer um Meinungsäußerungen. Von den darauf eingegangenen etwa 10 000 Briefen traten 97½ % für die Beibehaltung ein. RS 274

In Amerika hat eine methodistische Konferenz einem Knaben von 13 Jahren die Erlaubnis zum Predigen erteilt. Der Baptistenprediger Straton von Calvary Church in New York veranstaltet Evangelisationen durch eine 14jährige, die er als „eine der wunderbarsten Persönlichkeiten des heutigen Amerikas“ rühmt. „The Reformed Church“ bezeugt, wie fließend das Kind zu reden wüßte und wie schneidig es mit der liberalen Theologie abrechnete. RefKz 491

60 000 000 in den Vereinigten Staaten gehören keiner Kirchengemeinschaft an; über 70 000 schulpflichtige Kinder in New-York erhalten keinen Religionsunterricht. Die lutherischen Kirchen in den Vereinigten Staaten zählten 1920 3 755 810 getaufte Glieder, die Gesamtzahl der Lutheraner beträgt aber 10 454 557. EvDtld 48

Die in der Deutschen Evangelischen Synode von Südwestafrika zusammengeschlossenen zehn deutschen Gemeinden haben mit der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode in Südafrika und der Evangelisch-Lutherischen Transvaalsynode einen Deutschen Kirchenbund Süd- und Südwestafrika (48 Gemeinden) gebildet. Präsident Pastor Lührsen, Paarl, Kapsynode.

In Hongkong wurde eine neue „Christus-Kirche“ eingeweiht. Sie gehört der größten selbständigen chinesischen Christengemeinde dort: 1400 Gemeindeglieder, 850 Kommunikanten. Sie wurde — für 220 000 mexikanische Dollars — nur von chinesischem Gelde gebaut. 1500 Sitzplätze. Glocken, Uhr, Harmonium und Fenster kamen aus Deutschland.

Ende des Tierkults in Japan. Nachdem die Jagd auf wilde Hunde auf eine Woche freigegeben und eine Beute von 5800 Stück erlegt war, fand in Kobe eine Gedächtnisfeier mit Gottesdienst für diese Hunde statt. Die Regierung hat das einer Kulturnation unwürdig befunden und den Tierkult daraufhin verboten. Die vielen tausend Altäre, die ihm gedient haben, müssen abgebrochen werden. FZ 899

Von Personen. Habilitiert: Lic. Dr. Johann Wilhelm Schmidt in Bonn, Privatdozent der Philosophie, in der theologischen Fakultät daselbst für Religionsphilosophie. Berufen und angenommen: Professor D. Franz Joseph Dölger in Münster für Kirchengeschichte als Nachfolger Wittigs nach Breslau; D. Waldemar Macholz, Direktor des Predigerseminars Wittenberg, als Nachfolger D. Thümmels in Jena. Promoviert: Präsident des ostpreußischen Provinziallandtags von Berg zum D. von Königsberg; Professor Dr. Wilhelm Stählin in Münster zum D. von Kiel. Gewählt: Professor D. Gerhard Heinzelmann in Basel zum Rektor der Universität. Gestorben: Professor Alfred Schröder in Lausanne (Fakultät der Freikirche). Bischof D. [illegible] in Gatschina bei Leningrad, Leiter der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland; Oberbürgermeister Dr. Gustav Hartenstein in Ludwigsburg; Pfarrer Erwin Groß (siehe Sp. 1265) in Gonzenheim. E St

Ergänzungen und Berichtigungen

1

Zu unserer Nachricht über die Tagung der Hochkirchlichen Vereinigung (Nr. 21 Sp. 1092) teilt Herr Pastor Lic. Fr. W. von Bolkenstern aus Altona mir mit, daß die Angaben des katholischen Manifests vom 18. 8. (vgl. auch Schönere Zukunft Nr. 3 S. 60—61) in mehrfacher Hinsicht unrichtig sind:

1. „Vom [illegible] Kreise hat vor der Tagung zuerst an mich geschrieben und um Übersendung einer Tagesordnung gebeten. Darauf ist ihm, nachdem die Vorstandsmitglieder sich ins Benehmen gesetzt hatten, von mir die Antwort geworden, daß seiner Teilnahme an dem Gottesdienst und an dem öffentlichen Vortrag von Superintendent Brakte über den evangelischen Altar nichts im Wege stünde, daß er jedoch zu den übrigen Verhandlungen als geschlossenen Mitgliederversammlungen nicht zugelassen werden könne.“

2. „Von einer Bitte um Gebet für Gelingen der Tagung ist von meiner Seite mit keinem Wort die Rede gewesen; auch sonst nicht aus unseren Kreisen.“

3. „Ich bin nicht Präses der Hochkirchlichen Vereinigung, sondern lediglich Geschäftsführer.“

Auch der Name ist falsch wiedergegeben: Bolkenstern statt Boltenstern.

Hermelink

2

In meinem Artikel „Vierzig Jahre Fälle“ Nr. 22 Sp. 1101 habe ich auch des Falles Kier gedacht. Dabei habe ich ein Wort des Generalsuperintendenten von Holstein, D. Ruperti, als ein Wort seines Generalsuperintendenten zitiert. Sein, Kiers Generalsuperintendent war aber der von Schleswig, D. Theodor Kaftan, der natürlich eine Äußerung wie die von Ruperti wiedergegebene niemals hat tun können. Vgl. Näheres in seinen „Erlebnissen und Beobachtungen“ S. 322. Aber es steht auch alles ganz ausführlich in CW 1891 Nr. 31 und 40. Dazu nehme man noch den ebenfalls ganz ausführlichen Artikel in 1892 Nr. 4. Alles sehr interessant, noch heute, besonders für das „Einst und Jetzt“. Der Vortrag von Kier „Bedarf es einer neuen Inspirationslehre?“ mit Kaweraus Nachwort ist leider nicht mehr zu haben. Der Verlag Homann, Kiel, existiert nicht mehr: wo sind seine Vorräte hin? Zur Sache vergleiche man den Aufsatz von Professor D. Siegfried Goebel in Bonn in Nr. 30—46 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung: „Die Inspiration der Bibel.“ Heutige Orthodoxie!

R

3

Noch einmal Deißmanns 30. Satz zur Bischofsfrage (Nr. 15 Sp. 752)

Die Gegenerklärung von Herrn Geheimrat D. Deißmann (Nr. 17 Sp. 878) kann ich nur damit beantworten, daß der Herr Synodale D. de Weerth es mir bestätigte, meine Rede habe nur Öl in die Fluten gießen sollen, „damit die evangelische Synode nicht in unchristlichem Mißklang auseinanderging. Eine sachliche Stellungnahme und Beeinflussung in dieser letzten Stunde konnte niemand in den Sinn kommen“. Ich legte das Protokoll jener letzten Vollsitzung der Generalsynode einem unparteiischen in Kirchenfragen besonders erfahrenen Juristen vor, der zu dem Ergebnis kam, ich solle jetzt durch Herrn Geheimrat D. Deißmann auf einen Sinn meiner Erklärung festgelegt werden, „den sie nach dem klaren Zusammenhang nicht gehabt hat“. Sollte der Antrag Conze in der kommenden Generalsynode überhaupt wieder aufgenommen werden, so würden wir uns vor einer gänzlich neuen Situation befinden, für die wir uns um so mehr volle Handlungsfreiheit vorbehalten müßten, als die ganze Bischofsfrage in ihrem tiefen grundsätzlichen Ernst seit der letzten Tagung der Generalsynode neu durchgearbeitet ist*).

Elberfeld Hesse

Daß Herr D. Hesse Öl in die Adventsynode ausgießen wollte, ist sicher. Bleibt er aber bei dieser jetzigen Exegese, so war es, um ein altes Wortspiel Niebergalls anzuwenden, nicht Öl in Fluten, sondern Öl in Gluten.

Berlin-Wilmersdorf Deißmann

4

Unsre Chronik hat in Nr. 21 Sp. 1093 f. aus der Reformierten Kirchenzeitung 40 Mitteilungen übernommen, die durch ihre Zusammenziehung mindestens mißverständlich geworden sind. Verstehen wir recht, so sind die Tatsachen folgende:

1. Bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Dagmersellen war die katholische Geistlichkeit sowie die Lehrerschaft nicht zugegen, sondern nur beim Bankett; beide Teile brachten hier ihre Glückwünsche dar.

2. Das Weitere spielte sich an einem anderem Orte und in anderem Kanton ab. In dem Bade Engelberg (Unterwalden) hat der Abt die anstößige „Gebetsmeinung“ angeschlagen und auf ergangene Vorstellung entfernt.

D H

5

Unsre Leser erinnern sich der Sammlung von Curiosa aus dem Kirchenleben Nordamerikas, die wir unter dem Titel Americana in Nr. 12 d. J. veröffentlicht haben. Diese Sammlung ist von dem Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“ Nr. 37 übernommen worden. Es hat dazu die Bemerkung gefügt: „Bluff und Humbug haben sich im weitesten Ausmaße im amerikanischen Kirchenwesen breit gemacht; alles, auch das Christentum ist zum Geschäft und Betrieb geworden. Man soll es uns nicht verdenken, wenn man dem, was von Amerika kommt, alle den weltweiten Plänen, ihren Weltbünden, Weltmissionen, Weltkonferenzen mit berechtigter religiöser Zurückhaltung begegnet.“

Durch diesen Zusatz hat unsre Darbietung einen ganz andern Sinn bekommen. Und so ist es kein Wunder, daß die deutsche Methodisten-Zeitschrift in Cincinnati „Der Christliche Apologete“

*) D. Hesse's Leitsätze sind in Sonderdruck erschienen bei F. W. Köhler in Elberfeld, Bergstraße 11, und von dort für 15 Pfg. zu beziehen. D H

Nr. 40 sich mit sehr kräftigen Worten der Abwehr gegen ihn wendet. Dieser Abwehr-Artikel wurde uns von mehreren Seiten zugeschickt, was wir dankbar zu schätzen wissen.

Aber wenn Zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wir haben ausdrücklich uns gegen jedes Mißverständnis verwahrt (Sp. 600). Wir haben dem Leser empfohlen, diese Anekdoten mit Humor hinzunehmen, wie wir aus Erfahrung wußten, daß Amerikaner den Humor dafür haben. Wir konnten dafür, daß wir ja Amerika „ganz ernst nehmen", auf die Artikel von Frick hinweisen, die, elf an der Zahl, von 1925 Nr. 48/49 bis 1926 Nr. 18 in der CW erschienen sind. Wir wissen, daß unserm Freunde Frick selber das Intermezzo dieser „Americana" nicht eben lieb war. Aber inmitten seiner tiefgreifenden Bemühungen um das Verständnis amerikanischer Frömmigkeit schien uns die Wiedergabe dieser Curiosa wohl tragbar und für unsre Leser nicht ohne Wert.

Wenn nun der „Christliche Apologete" auf die Monatsschrift The American Mercury losschlägt als auf eine unmögliche Quelle, so kann ich nur sagen, daß ein neues Heft von ihr uns vorliegt, Oktober 1926, mit einer neuen Reihe solcher kirchlicher Wunderlichkeiten unter dem gleichen Titel Americana S. 170—176. Diese Sachen haben ihr Dasein und ihre Bedeutung, ganz abgesehen von dem kirchenfeindlichen Charakter der Monatsschrift. Wir bedauern fast, unsern Lesern nicht eine Blütenlese aus dieser Sammlung von 50 Stücken aus 25 Staaten (sie ist nach Staaten geordnet) mitteilen zu dürfen. Wir haben nach den Protesten der Einsender nicht mehr die Naivität dafür. Aber wenn die Amerikaner selber und ihre Freunde nicht mehr über solche Veröffentlichungen lachen können, dann sollen sie, meinen wir, kräftiger daran arbeiten, daß der fromme Unfug verschwindet. R

6

Wie ich aus vielfachen Äußerungen meiner Freunde entnehme, ist mein Satz über die Mission CW Nr. 21 Sp. 1052 mißverständlich formuliert. Ich verteidige dort die Mission, indem ich sage: Ich begreife nicht, wie bei Brunners Auffassung eine Mission möglich sei. Denn wenn man die Absolutheit der Religion leugnet, indem man den Nichtchristen des „Wort Gottes" oder jegliche Offenbarung abspricht, kann man auch die Absolutheit des Christentums nicht behaupten. Für mich als gläubige Christen ist die Absolutheit des Christentums selbstverständlich; da für mich das Christentum die Religion ist, so erkenne ich damit zugleich die Absolutheit der Religion an und muß folglich in allen Religionen eine Teiloffenbarung Gottes finden. Eben darum trete ich auch für die Mission ein und bin seit langem Mitglied des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins.

Berlin Hugo Greßmann

Verschiedenes

Von der Lutherfigur in Halle

Ein Artikel über die „Magie des Bildes" von E. Benkard in der „Frankfurter Zeitung" (Morgenblatt vom 2. November, Nr. 816) spricht von der in Halle aufbewahrten Lutherfigur. Dazu ist zu bemerken: Jedem, der bis 1924 die durch ihre kostbaren Drucke berühmte Bibliothek von S. Marien in Halle besuchte, ist diese, auch in einer Reihe von verschiedenen Abbildungen verbreitete, sitzende Lutherfigur bekannt, wie auch einem Jeden, der die in den letzten Jahren lebhaft geführten Verhandlungen über die Totenmaske des Reformators verfolgt hat. Und es gibt gewiß Niemanden, der solche geschmacklose Aufmachung eines Abgusses der Totenmaske (Gesicht und Hände) irgendwie rechtfertigen möchte, so wenig wie andere groteske Geschmacklosigkeiten, die wir aus vergangenen Zeiten überkommen haben. Die Figur, die seit kurzer Zeit in einem kleinen Nebenraume der Marienkirche aufgestellt ist, weil sie in der Bibliothek durch Feuchtigkeit Schaden litt, geht sehr weit zurück: sie ist zuerst 1663 erwähnt, und es mag wohl sein, daß sie als Entgegnung auf den böswilligen Klatsch hingestellt worden ist, der sich schon beim Tode und beim Begräbnisse Luthers breit machte. Wenn nun aber der Verfasser des genannten Artikels diesen ihm bis dahin noch nicht bekannten „Lutherschreck" das Tollste nennt, was er auf dem Gebiete der Bilderverehrung erlebt hat, und hinzufügt, daß „noch heute und regelmäßig diesem ‚Heiligen Luther' Blumensträuße von der Bevölkerung dargebracht und bei ihm niedergelegt werden", so ist diese letztere Behauptung barer Unsinn: An solchem „Dienst am Bilde" ist nicht ein wahres Wort.

Halle Johannes Ficker

Zu dem Schutzgesetz wider Schmutz und Schund

hätte die CW wohl auch bei Zeiten etwas sagen sollen? Aber es ist uns nichts zugegangen, und selbst etwas zu sagen, ja anzuregen, fühlten wir uns nicht kompetent. Was weiß unsereiner von dem Unheil, das hier bekämpft werden soll? Es ist einem eine ganz fremde Welt, und sobald man einmal damit in Berührung kommt, fehlen einem alle Maßstäbe. Als ich von Frank Wedekind erfuhr, habe ich ihn mehr oder minder unter die Porno-Dramatiker gerechnet. Heute sehe ich, daß er fast überall als ein Klassiker, nein als ein Erneuerer und Förderer wahrer Kunst geachtet wird. Sein Lebenswerk mag anders aussehn, als das Einzelne sich gab. In 1916 Nr. 46 der CW hat er eine ruhige Würdigung erfahren. Anno 1893 haben wir den Kampf um die Lex Heinze mitgemacht (Nr. 5), und die Sache hat uns von 1890 bis 1905 viel beschäftigt (siehe das Zwanzigjahrgangsregister unter „Unsittlichkeit"). Zu nützen ist uns damit kaum vergönnt gewesen. Immer hatte ich das Gefühl, daß über den Willen zur Reinheit ja kein Streit sein könne, daß wir aber von dem Übel selbst wenig verstehen und Andre handeln lassen müssen. Der wirksamste Jugendschutz scheint uns der Selbstschutz der Jugend. Wie gern haben wir 1921 Nr. 22 den Artikel „Der Jugendring" gebracht! Ich habe mich einst sehr für die Kolportageliteratur interessiert und als Gegenleistung auch ein Kolportagewerk von 100 Heften produziert. Unterstützung habe ich dabei nicht gefunden. Der Erfolg war trotzdem nicht schlecht. Aber es ist lange her. Vielleicht könnten wir doch mehr tun. — Inzwischen ist das Gesetz zustande gekommen. Die Kirchen sollen an der Ausführung mitwirken. Was wird aus dem Schund, der in Schrift und Bild unter christlicher Flagge segelt? R

Kleine Mitteilungen

Das ist nun schon das letzte Heft des Jahres. Die Kontroverse Greßmann-Brunner wird im neuen Jahr von anderer Seite weitergeführt werden. — Mit Nr. 1 wird die Veröffentlichung von einer Artikelreihe beginnen, die Friedrich Naumanns Kindheits- und Jugendgeschichte erzählt.

Eine Evangelisch-Soziale Schule für Theologen findet 19.—25. Januar in Spandau statt. Auskunft Spandau, Johannesstift, Stöckerhaus. D H

In voriger Nummer ist Sp. 1194 das Werk „Von der Wiege bis zum Grabe, ein Haus- und Lebensbuch", herausgegeben von Pfarrer Dr. Busch in Dresden, warm empfohlen. Ein geringer Tadel ist dadurch gegenstandslos geworden, daß der Verlag Max Otto Groh in Dresden, wie er uns freundlichst mitteilt, dem Werke eine andre Einbanddecke mit auf den Weg gegeben hat.

Friedrich Naumanns „Gotteshilfe" ist wieder zu haben. Der ganze starke Band, 611 S. Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Gebunden für 10.80 M. Gesehen haben wir das Buch noch nicht. Aber wir möchten nicht, daß diese Nummer hinausginge, ohne davon Kunde zu geben. Wo ist ein Andachtsbuch wie dieses? darf man kühnlich fragen. Vielleicht gibt es bessere, jedenfalls andere genug, aber keins — wie dieses.

Mit seiner „Dorothea Angermann" hat Gerhart Hauptmann den Pfarrhäusern und der evangelischen Kirche kein gutes Weihnachtsgeschenk gemacht. Von allen Seiten kommen die Schmerzensschreie. Wozu und warum das? Schließlich muß ja jeder Stand sich gefallen lassen, daß er auch in minderwertigen Exemplaren über die Bretter geführt wird, die die Welt bedeuten. Aber irgend etwas Typisches, Charakteristisches für diesen Stand und seine Atmosphäre muß doch dabei sein. Was nun aber Gerhart Hauptmann da vorstellt, liegt jenseits aller Begriffe und Erfahrungen, die wir von der Welt des evangelischen Pfarrhauses haben. Es mag 1525 manchmal ein wenig viel gefeiert worden sein: aber ist das Hauptmanns Beitrag zu diesem Jubiläum? In unserm Redaktionspult liegt ein so guter Aufsatz über den Dichter — was machen wir nun mit dem? Was sagen Hauptmanns Freunde und Anhänger in unserm Kreise? Noch haben wir das Stück nicht gelesen; ansehen werden wir es uns nicht; nach allem, was man davon liest, kann man nur gegen diesen Mißbrauch der Kunst protestieren. (Ein Artikel für viele: Ev. Gmdebl. f. München 49 vom 5. 12.) — Nebenbei: es sollte uns gar nicht wundern, wenn das Stück von irgendwelcher Seite als Schundliteratur denunziert würde. Und das bei einer Größe, wie Gerhart Hauptmann sie doch ist! Aber eben eine solche Größe dürfte das Publikum ihrer Werke nicht in solche Verlegenheit bringen. — Wir vermissen unsern Dr. Carl Christian Bry. Er würde das rechte Wot dazu sagen.

Nr. 85 An die Freunde ist versandt worden. Es enthält eine skizzenhafte Wiedergabe der Aussprachen von Köln. Ein gleicher Bericht über Basel traf leider erst nach Druck des Blattes ein, er folgt in nächster Nummer. Leider haben wir nicht, wie den Vortrag von Dibelius in Nr. 22, so auch den Vortrag von Frick unsern Lesern darbieten können. Zum Ersatz sei verwiesen auf seine 11 Aufsätze „Amerikanische Reiseeindrücke" von 1925 Nr. 48/49 bis 1926 Nr. 18, sowie auf seinen Gießener Konferenzvortrag: Das Reich Gottes in amerikanischer und in deutscher Theologie der Gegenwart. Gießen, Töpelmann 1926. 22 S. 1 M. Zu unsrer Freude können wir ankündigen, daß vom neuen Jahr an regelmäßige Berichte aus der Missionswelt von ihm in der CW erscheinen werden.

Das für 6. Januar nach Friedrichroda beabsichtigte Treffen der Freunde kann leider trotz gegenteiliger Wünsche auf keinen andern Tag verlegt werden. Also im Heim der Freunde, Donnerstag, den 6., nachmittags 4 Uhr.

Dieser Nummer liegt das Jahresregister bei, wir können dem Verfasser und der Druckerei für ihre Leistung nur dankbar sein. Je mehr Chronik die CW bringt, desto wertvoller wird das Register; unsre Jahrgänge sind jetzt das reine Nachschlagewerk.

Die nächste Nummer erscheint am 6. Januar. Auf Wiedersehen im neuen Jahr!

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

IM ZWIEBELFISCH

Herausgeber: Wolfgang von Weber, München

XX. Jahrgang, Heft 1

äußern sich neben

THOMAS MANN

der die Einleitung schrieb

HEINRICH AUERBACH // FRITZ BEHN // ALICE BEREND // E. W. BREDT // M. G. CONRAD // OTTO FALCKENBERG // BRUNO FRANK // ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM // CATHERINA GODWIN // O. M. GRAF // HANS GRUSS // WILHELM HAUSENSTEIN // ARMIN HAUSLADEN // EMIL HIRSCH // CARL JAEGER // MAX KEMMERICH // TIM KLEIN // ARTUR KUTCHER // ALBERT LEMPP // JULIAN MARCUSE // GUSTAV MEYRINK // FELIX NOEGGERATH // FRIEDRICH OLDENBURG // RICHARD PAULUS // REINHARD PIPER // JOSEF PONTEN // EMIL PREETORIUS // ERNST REINHARDT // HANS REISER // PAUL RENNER // JOACHIM RINGELNATZ // A. E. RITRA // ALWIN SAENGER // HANNS SEVERING // HERMANN SINSHEIMER // FRITZ STRICH // MAX UNOLD // CARL VALENTIN // CONRAD WANDREY // TILLY WEDEKIND // LEO WISMANTEL // HELENE WEISS // ARNOLD WEISS-RUETHEL KARL WOLFSKEHL

über München als Kunst- und Kulturstadt

HANS VON WEBER · VERLAG · MÜNCHEN 13

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Herzliche Weihnachtsbitte

aus dem **Wolfer Waisenheim** zu Wolf a. d. Mosel

Postscheckkonto Cöln 32685 bei Traben-Trarbach

„Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnei'n —
Weh dem, der keine Heimat hat!"

Keine Heimat haben die allermeisten unserer 150 Kinder. Verwaist, verlassen, vernachlässigt kommen sie zu uns, oft genug haltlos und schon verwahrlost, weil — heimatlos!

Helft uns, daß wir ihnen zu Weihnachten und auch nach dem Fest eine traute Heimstätte bereiten können, darinnen sie wieder gedeihen an Leib und Seele und fürs Leben ertüchtigt werden!

Sendet uns darum für unsere „Wölflein" eine Weihnachtsgabe!

Freunde der Christlichen Welt

Zusammenkunft **Donnerstag, den 6. Januar, Nachm. 4 Uhr**
im Heim in Friedrichroda, Schreibersweg 6 (Tel. 270)

Vortrag von Prof. Martin Rade: Einst und Jetzt.

Gäste willkommen. Vormittags zwangloses Zusammensein.

II. Pfarrstelle.

In Gleiwitz O.-S. ist die II. Pfarrstelle durch Versetzung des bisherigen Inhabers neu zu besetzen. Eine Kirche, 2 Geistliche, ca. 13 000 Seelen, Erfahrung in sozialer Arbeit und Jugendführung ist erwünscht, Gruppe X Ortsklasse B, Wohnung von 6 Zimmern vorhanden. Wiederbesetzung wahrscheinlich am 1. April oder früher durch Gemeindewahl gemäß Kirchengesetz vom 14. 3. 1886 (Ges. u. Verord. Bl. S. 39). Bewerbungsgesuche sind bis zum 25. 12. 1926 an den Gemeinde-Kirchenrat in Gleiwitz zu richten.

Der Evangel. Gemeinde-Kirchenrat. J. A.: Schmidt, Pastor p.

— Besonders geeignet als Geschenkwerk zu Weihnachten! —

Ein neues Erbauungsbuch für Gegenwartsmenschen!

Pfarrer Dr. K. A. Busch, Dresden.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Lebensbuch in Poesie und Prosa aus Dichtung, Philosophie und Religion, nach 25 Lebensabschnitten geordnet, nebst 22 Kunstbeilagen alter und neuer Meister, Buchschmuck von Graphiker Hans Friedrich, Leipzig, 460 Seiten, Groß 4°, in Halbleinen gebunden M 20.—.

Der Gemeindebote der ev. Kirchgem. d. Stadt Zwickau: „Heimatglocken", schreibt: Der bekannte Dresdner Pfarrer Dr. Busch hat eine gewaltige Arbeit geleistet. Er hat aus aller Literatur, alter und neuester, edle Worte ausgesucht, die den Menschen auf seinem Wege geleiten sollen und die ihm in allen Lagen des Lebens von Freude und Kraft und Trost reden können. Wer dies Buch ab und zu einmal in stiller Stunde zu sich reden läßt, wird viel Segen daraus nehmen, denn es sind lauter edle gereifte Seelen, die da zu ihm reden. Eine ganze Anzahl Bilder schmücken das Buch. Wer eine rechte Weihnachtsgabe sucht, etwa für heranreifende Kinder, für Brautleute, für Freunde, die mitten im Lebenskampf stehen, der findet hier das rechte!

Dresdner Verlagsbuchhandlung Max Otto Groh
Dresden — N. 6.

Bestellschein. Unterzeichneter bestellt hiermit auf Grund des Inserates in der „Christl. Welt" 1 Exemplar „Von der Wiege bis zum Grabe" bei Kasse M 20.—, gegen Teilzahlung M 22.— in bequemen monatlichen Raten von M 6.—.

Name: . . . . . .

Wohnort und Straße: . . . . . .

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.**, Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf. Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8.

Ich zahle höchste Preise für Briefmarken!

Ganze Sammlungen, Einzelmarken, Marken auf **Briefen,** auch Massenware usw., kaufe ich zu den **höchsten Preisen** gegen bar und bitte um — für Sie unverbindliche — Ansichtssendungen.

Erledigung umgehend.

Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Carl Spiegel, Berlin SW. 61, Belle Alliancestraße 90.

Soeben erschien bei der
Verlagsanstalt Ernst Mauckisch in Freiberg-Sa.

Die Neugeburt des Christentums

von Dr. **Reinhard Liebe.**

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

ca. 300 Seiten Großoktav.

Feinstes holzfreies Daunendruckpapier.

Geheftet RM. 6.— Ganz in Leinn geb. RM. 7.20

Inhalt:

I. Teil: Der Wahrheitsgehalt der Religion.
II. Teil: Das Wesen des Christentums.
III. Teil: Die bleibenden Werte des Christentums.
IV. Teil: Die Zukunft des Christentums.

Die erste, 1920 erschienene Auflage war in kurzer Zeit vergriffen, das Buch hat dann jahrelang gefehlt.

Die Christliche Welt schreibt über die erste Auflage in Nr. 13, Jahrg. 1921: Es ist eine Schrift voll von treibendem Frühlingsweben und von Sonnenglanz, von kräftiger Entschiedenheit und zureißender Gewalt .... Wir wollen Gott danken, wenn es im Christentum Geist gibt, lebensvollen, feurigen, schaffenden Geist. Mag er überschäumen, wenn er nur davon Zeugnis gibt, daß Gott noch die Menschenherzen bewegt.

Pfarrstellenbesetzung

Durch den Tod des bisherigen Inhabers ist an der unter unserem Patronate stehenden **St. Paulikirche**

die zweite Pfarrstelle

verbunden mit dem Pfarramte für Wilhelmsdorf, neu zu besetzen.

Besoldung nach staatlichen Grundsätzen (Gruppe X); Dienstwohnung nicht vorhanden.

Nur Bewerber mit mehrjähriger Amtserfahrung wollen sich unter Einreichung von Zeugnissen und ausführlichem Lebenslauf bis zum 15. Dezember d. Js. schriftlich bei uns melden.

Brandenburg-Havel,
den 15. November 1926.

Der Magistrat.

Welche

Glaubensschwester

folgt dem Rufe Christi, indem sie bei drei mutterlosen Jungens Mutter wird. Der Vater ist mittlerer Postbeamter in einem reizend gelegenen Städtchen der grünen Steiermark in der Nähe von Graz. Gewünscht wird gute protestantische und deutsche Gesinnung.

Anträge unter „Gute Mutter" an den Verlag d. Bl.

Gesucht

Zur Unterstützung bei pfarramtlichen Geschäften werden

zwei Hilfsprediger

gesucht. Meldungen an den Landeskirchenrat unter Beifügung von Lebenslauf und beglaubigten Zeugnisabschriften.

Eisenach, den 9. Novbr. 1926.

Der Landeskirchenrat der Thüringer evangel. Kirche.

Suche Arbeit **als Hilfe des Pfarrers** sofort
Kandidat **Fresdorf,**
Magdeburg, Belfortstraße 33.

Haustochter, 25 Jahre, sucht auf 1. oder 15. Jan. 27 in kleiner Familie Aufnahme zur Vervollkommnung im Kochen und Haushalt. Angebote an **E. K. Frankfurt a. M.,** Gutleutstraße 45.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen gibt edlen Stil und macht die Feder leicht. Halbleinenband Mk. 12.—. Urteile kostenlos.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23 182
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. Januar

Dieser Nummer liegen folgende Prospekte bei, die angelegentlicher Beachtung empfohlen seien: „Bücher-Angebot" (Allg. Ev.-Protest. Missionsverein, Berlin), „Friedrich Gogarten" (Eugen Diederichs Verlag, Jena), „16 gute Freunde" (Evgl. Buchgemeinde, Berlin), „6 Zwölfbilderhefte" (Johannes Herrmann, Zwickau), „Johanna Spyri" (Friedr. Andreas Perthes A.-G., Stuttgart), „Kreuzkalender 1927" (Verlag der Tatgemeinschaft Sachsen, Dresden).